

# Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische  
Volkskunde.)

Herausgegeben vom  
**VEREIN FÜR VOLKSKUNDE**  
in Wien.

Geleitet von  
**Prof. Dr. Michael Haberlandt.**

**XXXIX. Jahrgang 1934.**

Mit 9 Abbildungen, 3 Notenbeispielen und einer Ahnentafel.

# Inhaltsangabe des XXXIX. Jahrgangs.

## Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

	Seite
Prof. Michael Haberlandt: Arthur Hazelius zum Gedächtnis . . . . .	1
Prof. Dr. Arthur Haberlandt: Deutsches Volkstum im Burgenland . . . . .	3
Maria Lang-Reitstätter: Hochzeit in Villgraten (Osttirol) . . . . .	12
M. Haberlandt: Prof. John Meier (zum 70. Geburtstage) . . . . .	41
Franz Kirnbauer: Der Hüttenberger Reifantz (mit 7 Abbildungen und 3 Notenbeispielen) . . . . .	42
Leopold Schmidt: Das Krimmler Hexenspiel . . . . .	58
Dr. Franz Schmutz-Höbarten: Hemannsagen . . . . .	66
A. Haberlandt: Strohmäntel als Wetterschutz . . . . .	70
Karl Paganini: Ein hölzerner Brechelofen (mit 2 Abbildungen) . . . . .	71
M. Haberlandt: Nachruf auf Dr. Eugen Frischauf . . . . .	71
Prof. Dr. Michael Haberlandt: Vierzig Jahre Verein und Museum für Volkskunde . . . . .	77
Leopold Teufelsbauer: Die Verehrung des heiligen Patritius in der Oststeiermark und im angrenzenden Niederösterreich . . . . .	83
Maria Lang-Reitstätter: Klas, Weihnacht und Neujahr in Villgraten (Osttirol) . . . . .	94
Prof. Dr. Haberlandt: Die Ahnentafel der Familie Haberlandt als Beitrag zur Familiengeschichte des Grenzland-Deutschtums . . . . .	116
K. M. Klier: Internationales Volkstanztreffen Wien 1934 . . . . .	124

---

## Literatur der Volkskunde.

Buchbesprechungen Nr. 1—45 . . . . . 23—32, 71—76, 125—134

---

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1933.

Erstattet vom Vereinspräsidenten Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt . . . . . 33

---

## Arthur Hazelius zum Gedächtnis.

Zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages.

Von Prof. Michael Haberlandt.

Am 30. November 1933 feierte ganz Schweden in Dankbarkeit das Andenken an das große Lebenswerk eines seiner berühmtesten Söhne, Arthur Hazelius, des Gründers und Schöpfers des Nordischen Museums und seines Freiluftmuseums Skansen. Wenn das schwedische Volk und im Wetteifer mit ihm alle Skandinavier heute mit besonderem Nachdruck auf das Alter, die Ursprünglichkeit und Kraft ihrer Stammesüberlieferungen hinzuweisen lieben; wenn sie die Erinnerung an ihre Vergangenheit mit aller wissenschaftlichen Treue pflegen, so ist das Geist vom Geiste Hazelius'. Früh hat dieser Mann mit der heraufkommenden Industrialisierung seines Landes den unaufhaltsamen Bruch in den Ueberlieferungen, der Lebensform, der seelischen Haltung des schwedischen Volkes erkannt, wie er ja überall in Europa um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich vorbereitet hat. Und früher, als es anderswo geschah, hat dieser große Patriot in ahnender Schätzung der unvergleichlichen Lebenswerte, die im alten Erbgut jedes Volkes ruhen, sich zur Bergung und Rettung aller dieser bedrohten Volksgüter aufgemacht, indem er volkskundlicher Sammler und Forscher größten Stiles wurde.

Anfangs 1872, im Beginn dieser seiner Lebensaufgabe, nur von wenigen unterstützt, hat er bald das Volksgewissen, die Machtfaktoren des Landes und Staates gewaltig aufgerüttelt und sie seinem Werke dienstbar gemacht. Man hat den kleinen Doktor bald den größten Bettelmann Schwedens genannt, und es ist in der Tat ein herrliches Zeugnis für die unbezwingliche Kraft eines reinen Idealismus, daß es seiner werbenden Kraft in allen Teilen des Landes bis in dessen letzte Schlupfwinkel hinein gelang, ein ganzes Volk zum Mitarbeiter zu gewinnen. Als nach dreißigjähriger intensivster Aufbauarbeit Arthur Hazelius inmitten seiner Tätigkeit auf Skansen am 27. Mai 1901 starb, hatte seine Schöpfung bereits einen mächtigen Umfang erreicht und ihre Zukunft war gesichert. Die Sammlungen umfaßten mehr als 90.000 Nummern. Ungefähr 30 Mitarbeiter als gelehrter Stab, ein Arbeitspersonal von mehr als hundert Personen standen ihm zur Seite. Wie es Hazelius überhaupt gelang, in dem kleinen und nicht gerade reichen Schweden

Millionen aufzubringen, um zuerst das Nordische Museum und dann nach ungefähr zwanzigjähriger Arbeit auch das in seiner Art allein-stehende Freiluftmuseum Skansen zu schaffen, das ist die Ge-schichte vom Glauben, der Berge versetzt.

Die festliche Erinnerung an das Lebenswerk dieses großen Idealisten ist aber nicht nur eine freudige Angelegenheit für Schweden selbst gewesen. Auch das wissenschaftliche Ausland, die volkskundlichen Kreise ganz Europas, und vorab der stammver-wandten germanischen Welt haben alle Ursache, sich aus dem Anlasse dieser schönen Erinnerungsfeier dankbar und gern der fruchtbaren Einflüsse zu erinnern, die vom Nordischen Museum und seiner vaterländischen Arbeit, dank der bewundernswerten Initiative ihres Schöpfers Hazelius auf die gleichgerichtete Tätig-keit unter anderen europäischen Ländern ausgegangen sind. Als wir in Wien im Jahre 1894 unseren Verein und sein Museum für österreichische Volkskunde gründeten, geschah es mit nach dem Vorbilde des großen schwedischen Meisters, über dessen beispiel-gebendes, aufblühendes Museumswerk in unserer Gründungsver-sammlung ein begeisterter und begeisternder Vortrag von Dr. W. Hein gehalten wurde. Mit Stolz und Genugtuung dürfen wir sagen, daß auch wir in Wien in fast vierzigjähriger angestrenzter Tätigkeit ein unseres damaligen Vorbildes würdiges Museumswerk ge-schaffen haben, in unserem Museum für Volkskunde, dessen Samm-lungen mit dem Kerngebiet Oesterreichs sich auf ganz Mitteleuropa beziehen und neben dem Nordischen Museum die größte volks-kundliche Sammlung Europas darstellen. Wir Arbeiter und Schaffenden haben uns, wir dürfen es ohne Ueberhebung sagen, unseres großen Vorbildes Hazelius wert erwiesen. Aber die opfer-bereite, verständnisvolle und immer reicher anwachsende Unter-stützung, die Hazelius vom ganzen schwedischen Volk und Staat gefunden, ist uns in Oesterreich vom Staat und der Oeffentlichkeit nicht in gleichem Maße vergönnt gewesen. Wir dürfen daran wohl mit vollem Recht erinnern, besonders im gegenwärtigen Augenblick, wo unser Museum für Volkskunde den schwersten Kampf um seine gesicherte Fortexistenz zu führen hat, und daran die zuversichtliche Hoffnung knüpfen, daß in einer Zeit, wo die schöpferischen Kräfte des Volkstums für das ganze Staats- und Kulturleben eine so be-deutungsvolle Geltung gewonnen haben, dem „Museum Oesterreichs“ die so dringend benötigte staatliche Hilfe in ausreichendem Maße nicht fehlen werde.

---

## Deutsches Volkstum im Burgenland.

Nach einem Vortrag, gehalten im Juni 1930 im volkstümlichen Universitätskurs,  
von Prof. Dr. Arthur Haberlandt, Wien.

Wenn ich nach so mancher Erkundungsfahrt zur lebendigen Volkskunde des Burgenlandes etwas beitrage, so bekenne ich, mich darum mit zweifacher Sympathie bemüht zu haben. Meine eigene Familie gehört im Vater-, wie im Mutterstamm in mehreren Linien jenem Grenzland-Deutschtum zu, das sich noch über das Burgenland hinaus von Preßburg südostwärts über Ungarisch-Altenburg bis Raab hin erstreckt hat. Gleichermassen hat sich in Oedenburg, Güns, Steinamanger neben und mit der Landbevölkerung ein deutsches Stadtbürgertum mit Gewerbe und Handwerk, in Kaufmannsstand und Schule selbsthaft gemacht und von da wieder seinen Weg in die Welt genommen. In Preßburg und Ungarisch-Altenburg ist meine Familie gesessen, deren Stamm nun schon seit drei Menschenaltern wieder auf deutschem Mutterboden der Wissenschaft dient. Aber auch die Verwandtschaft, die einen staatsgemäßen Aufstieg in die „ungarische“ Intelligenz nahm, gedenkt noch — und nicht ungerne dessen, daß sie ihre besten geistigen Kräfte aus dem patriarchalen deutschen Kulturleben im Hause ihrer deutschen Väter auf westungarischen Boden gezogen hat. Verstärkt ein solches Familiengefüge an sich die innere Anteilnahme am Werdegang des uns nun auch staatlich verbundenen burgenländischen Deutschtums, so vertieft sich dem Wiener ja auch sonst wissenschaftliches Bemühen um das Volksleben des Burgenlandes zu einer Schau in die ureigene Väter und Vorväterzeit. J. Haydn, mit einem schwäbischen Blutsanteil von Neusiedler Ahnen entsprossen, Jos. Hyrtl, J. J o a c h i m, Jos. K a i n z, Franz L i s z t — nordisch-dinarischer Sohn eines urdeutschen Gutsverwalters und einer Kremserin in Raiding, — um nur die bedeutendsten zu nennen, gehören jenem geistigen Kreise zu, der von je den deutschen Boden jenseits der Leitha mit dem österreichischen Donauland innerlich einte, so wie Hans R i c h t e r (geb. zu Raab), der Bildhauer V. T i l g n e r (geb. zu Preßburg), der Maler A n g e l i (geb. zu Oedenburg) von jenem kleinstädtisch-bürgerlichen Grenzlanddeutschtum den Weg nach Wien und Oesterreich genommen haben. Zu Preßburg geboren war auch der Germanist Karl Julius S c h r ö e r an der Technik Wien, dem die deutsche Volkskunde die erste klassische Festlegung eines Paradeispiels altdeutscher Prägung in Oberufer bei Preßburg

verdankt. Aber das gesamte deutsche Volk soll nicht vergessen, daß von Ungarn her auch der Vater unseres Albrecht Dürer nach Nürnberg seinen Weg nahm und daß im nordischen Bluterbe des größten deutschen Malers und Malerphilosophen ohnegleichen ein Teil jener schöpferischen Tatkraft sich entfaltete, mit dem deutsche Siedler, Handwerker und Gewerbetreibende das weite Ostland Ungarn der deutschen und christlichen Kultur des Mittelalters erschlossen hatten. Dies führt auf den zweiten Grund wissenschaftlicher Anteilnahme, die der Volksforscher dem Burgenland als altem deutschen Siedlungsboden entgegenbringt. Es hat das Volksleben hier in diesen östlichen Grenzmarken bis auf die Gegenwart einen patriarchalen Schaffenszug und dabei so viel eigenkräftige Ursprünglichkeit sich bewahrt, wie wir sie in unserer engeren Heimat sonst nur mehr bruchstückhaft zu erschauen vermögen.

Wir rechnen die Burgenländer zum bairisch-österreichischen Stammesganzen, ihre Mundart wird der mittelbairischen Gruppe der bairisch-österreichischen Mundarten zugezählt. Damit will ich nicht gesagt haben, daß im 11.—13. Jahrhundert und auch noch später nicht auch Siedler aus dem weiteren, im Westen damals schon eher übervölkerten Deutschland nach dem Burgenland gezogen sind. Das macht für Gebietsteile der Grafen Lutzmansburg, die sich Thüringer Abkunft beimaßen, die Siedlungsgeschichte (Gründung von Frankenu 1156) ebenso wahrscheinlich, wie in Zuberbach, weiters in Reinersdorf und Groß-Mürbisch südlich von Güssing, sprachliche Eigentümlichkeiten, wie W. Steinhäuser dargetan hat, auf einen stärkeren Zuzug von mitteldeutschen Siedlern hinweisen. Im 16. und 17. Jahrhundert kamen viele Evangelische aus den österreichischen Ländern herein, im Seewinkel haben sich im 17. Jahrhundert schwäbische Protestanten aus der Bodenseegegend als „Seebauern“ niedergelassen oder sind in den „Had“ = (Heide)bauern des Parndorfer und Wieselburger Gebietes aufgegangen. Einzeln sind aus Süd- und Mitteldeutschland vielerorts noch bis ins 19. Jahrhundert Handwerker und Gewerbetreibende zugewandert, unter deren organisatorischem Einfluß wir so spät noch Handwerkerinnungen sich zusammentun sehen; die Einwanderung einer heute weit verzweigten Familie namens Thirring aus Thüringen im 16. Jahrhundert, der einen heute noch bestehenden Eisenhandel in Oedenburg begründete, ist nur ein Beispiel dafür.

Könnten wir — etwa im Flugzeug — aus der Vogelschau das Burgenland vom Leithagebirge kommend, in großen Zügen betrachten, wir würden da das Land sauber in planmäßige Siedlungen von großer Regelmäßigkeit ausgetan sehen. Am grünen Bachlauf der Wulka reihen sich Siedlungen auf Angergrund, die dem Straßenlauf später angepaßt wurden. In den Gräben der Rosalia steigen Straßen- und Zeilensiedlungen hinan und an den Bachläufen des Leithagebirgshanges sehen wir eng gewordene

Schmal- und Breitangersiedlungen, die nun Ausbau an der senkrecht zur Ortsachse vorbeiziehenden Hauptverkehrsstraße nach Eisenstadt suchen.

Teils zufolge wehrhafter Geschlossenheit der Siedlungen wie im Raume von Groß-Höflein bis Neusiedl am See, teils auch zufolge zähen Festhaltens an alten Wirtschaftsnormen für die Auteilung von Ortsried und Hotter haben sie ihren Ortskern mit nur geringen Veränderungen durch die Jahrhunderte bewahrt.

Ortsbild und Flurcharakter entspricht ganz dem der niederösterreichischen Planungen besonders im Weinviertel, nur ist im Burgenland die Teilung von Flur und Hofgründen außerordentlich weit fortgeschritten. In den Weingebieten gibt es Parzellen, die nur ein Sechzehntel des ursprünglichen Hofbesitzes ausmachen.

Außer den gleichartigen Angerdorfformen in Niederösterreich finden sich im Neusiedler- und Hansagebiet etwa 26 Angerdörfer mit Spindelstraßenentwicklung, eine größere Anzahl auch im Bereich der Schüttinsel an der Donau, 46 im Gebiet des Waagflusses und 13 solcher Dörfer nebeneinander auch noch im Miavagebiet. Das heißt, wir haben es auf dem Boden der deutschen Ostsiedlung mit einem fertigen Planschema zu tun, gleichgiltig welche Herrschaft die Ansiedlung durchgeführt hat. Auch später hat man auf diese alten Grundformen immer wieder zurückgegriffen, nur sind die Wiederaufbauten und Neuanlagen viel regelmäßiger und schematischer gestaltet worden als die alten, wie wir an den Dörfern im Seewinkel ersehen können, die sich in der Regel auch eine viel größere Weiträumigkeit bewahrt haben als die mehr marktbürgerlich verbauten Orte.

Aehnliche Straßen- und Angerdorffanlagen kennzeichnen auch das mittlere und südliche Burgenland in den Talstrecken, daneben schmiegen sich an die Talhänge auch vereinzelt Zeilensiedlungen, denen wir auf deutschem Siedlungsboden sonst nicht allzu häufig begegnen. Das bergige Gelände südwärts vom Zöbernbach ist mit aufgelockerten Dorffanlagen bestanden, die teilweise nur in reihigen Blöcken ausgemessen sind und südlich der Pinka werden auch diese teilweise von kleinen Weileransammlungen und Berghäuserzeilen abgelöst, Verhältnisse, über die alsbald eine siedlungskundliche Monographie von Prof. F. Wehoffsich (Graz) und topographische Aufnahmen des Verfassers näheren Aufschluß bringen werden.

Die Dorfgemarkung und das Dorfleben macht heute noch im Burgenland klar anschaulich, was alles erarbeitet werden mußte, um aus einem ungarischerseits nur mit Wehrsiedlungen abgehegten Grenzöndland einen richtigen deutschen Heimatboden zu schaffen, wie ihm der Burgenländer in vielseitiger Pflege nach alter Art anhängt. Noch findet man im südlichen Grenzgebiet gegen Niederösterreich zu wie auch anderwärts die alte Dreifelderwirtschaft

wenigstens in Teilen der Dorfgemarkung erhalten und noch besteht selbst in Eisenstadt die alte Form der Hutweide für das Vieh, die in Niederösterreich vielerorts zugunsten der Stallfütterung seit einer Reihe von Jahren aufgegeben wurde. Wer Anlage und Ausbau von Hausgründen und Waldhufenstreifen beobachten will, hat im südlichen Burgenland in der Gegend von Mogersdorf noch heute Gelegenheit dazu. In den eng geschlossenen Dörfern galt es eine Dorfgenosenschaft von starker innerer Verträglichkeit zu begründen, die denn auch bei Freikauf und Ablöse der Dorfgründe aus herrschaftlichem Besitz um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich bewährt hat und mit allerhand Bittarbeit beim Hausbau, Dachumdecken, Brandhilfe, Geburt, Hochzeit und Tod sich betätigt. Weit verbreitet ist auch noch die Einrichtung der „Bursch“, die alle bei den Ackerarbeiten beschäftigten unverheirateten jungen Leute umfaßt, die dementsprechend auch einen Pilug in ihrem Wirtshauszeichen führen. Daran, wie an den festen Formen der volkstümlichen Dorfgerichtsbarkeit ist ein fester durch gemeindeutsche Sitte und Brauch bis auf die Gegenwart selbstbewußter, geweckter, arbeitswilliger Bauernschlag erwachsen. Dabei ist dieser Volksboden durch fast ein Jahrtausend immer wieder von Kämpfen und Stürmen, die hier zwischen Ost und West am heftigsten wogten und in denen jeder Ort fast nur auf sich selbst gestellt war, heimgesucht worden. Da hat man denn oft den heimatlichen Hof gramerfüllt preisgeben müssen, ihn aber nach Brand, Zerstörung aus Waldverstecken hervor alsbald wieder aufgesucht und auf dem Alten von Neuem umso zäher aufgebaut. Damit hängt auch der verfestigte und eher abweisende Eindruck zusammen, den viele Ortschaften mit ganz wehrhaft anmutenden Scheunenfronten heute noch etwa entlang dem Zuge des Leithagebirges darbieten. Ist doch schon die Anlage des Straßendorfes und zumal des Angerdorfes, das in der Regel den Hauptverkehrsweg meidet, — es wird senkrecht zu ihm angelegt und durch einen kurzen Zufahrtsweg mit ihm verbunden oder läßt ihn nur unter Befestigung passieren — vom Gedanken der Wehrhaftigkeit bestimmt. Auch verhauartige Umzäunungen der Baumgärten nach mittelalterlicher Art kann man da und dort noch beobachten. Das Dorfleben wendete sich nach innen, dem Anger zu, wo Kirche, Gemeindehaus und Schule nach und nach ihren Platz fanden und auch fest gemauerte Fruchstadel der Anrainer hin verlegt wurden. Ein kleiner Teich mit Bäumen belebt da und dort malerisch das Bild, am hübschesten wohl in Kleinhöflein. In den mit Marktgerichts-

barkeit ausgestatteten Siedlungen ist vielerorts noch der Dorfpranger als ein Wahrzeichen der rechtlichen Selbstkontrolle der Dorfgemeinschaft erhalten geblieben.

Seit nach der Türkennot die heimatliche Scholle der Bevölkerung wieder in friedlicher Arbeit ihr tägliches Brot gab, Handel und Wandel entlang den Straßen sich regte und besonders seit in den katholischen Landen das Wallfahrtswesen stark in Schwung kam, wurden Felder und Wege mit einer Fülle von Bildstöcken und Andachtssäulen ausgestattet, die sich zuallermeist an die vielbegangenen Wallfahrtsstraßen nach Eisenstadt-Oberberg, Stotzing und Loretto anschließen. Auch dem Rebengelände sind Marien- und Dreifaltigkeitssäulen mit ihren weinumrankten Säulenschäften oft ungemein stimmungsvoll eingepaßt und das Volk knüpft in lange fortgeerbtem Hörensagen von Verschleppung und Errettung so manches alten Dörfers aus türkischer Gefangenschaft allerhand Sagen an diese Gedenk- und Wahrzeichen inmitten ihres friedlich gewordenen Schaffens.

Nächst Schützen am Gebirge ist ein Kruzifixus in die Astzwiesel eines mächtigen Alleebaumes eingesetzt worden. Mag es sich auch um späte Uebung handeln, spielt hier doch wahrscheinlich die alte Volksvorstellung von einer besonderen Bedeutsamkeit der Zwiesel mit. Schließlich sei auch der Erhaltung alter Steinkreuze bei der Johanneskapelle ober Müllendorf und an der Straßenecke südostwärts der Kirche in Trauersdorf sowie bei Marz als volkstümlicher Wahrzeichen aus einer Zeit gedacht, wo die Stelle eines Mordes oder Totschlages vielerorts in deutschen Landen durch ein solches Denkmal entsühnt wurde.

Haus- und Gehöfteformen sind auf der typisch fränkisch-mitteldeutschen Zivilisationsgrundlage erwachsen, die das Hauswesen von Limburg in Holland über Mitteldeutschland hin bis weit in das Neusiedelland ostwärts der Elbe und im Donauosten bestimmte. Auf den quergeteilten Hausgründen des Geländes südlich von Zöbernbach vermochte der Bauer das Gehöfte oft fast bis zum regelrechten Vierkant auszubauen. Ganze Dörfer, besonders in der Gegend von Landsee, wanderten als Maurer weitem und haben im Lande im 19. Jahrhundert auch schon einen recht ansprechenden Zwerchbau mit schmucken Fassaden zuwege gebracht. Das Landschaftsbild östlich des Neusiedlersees wird durch ganz gewaltige Stadelbauten mit tiefreichenden Schilfdächern belebt. Sie stellen uns ein Bild dörflichen Bauwesens vor Augen, wie es

etwa A. Dürer im Umkreis seiner Heimatstadt Nürnberg festhielt. So haben sich hier im Osten Altformen deutscher Ständerbauten erhalten, wie sie in Deutschland vor dem 30-jährigen Krieg schon gang und gäbe waren.

Künstlerische Zierformen treten an den burgenländischen Bauernhäusern in mehrerlei Art in Erscheinung. Zu erwähnen sind die mannigfaltigen Stukkoverzierungen der Giebel, die durchaus mit volkstümlichen Ziermustern — Blumenkränzlein, Herzen, Blumen, Jahreszahl und Namenszug des Besitzers — arbeiten. Weit verbreitet sind vor allem im mittleren und südlichen Burgenland Stiegenaufgänge und Laubengänge mit kräftig profilierten Rundsäulen oder Pfeilerschmuck, die die hofseitige Trauffront der Häuser begleiten. Sie leiten sich ebenso wie die fast gleichartigen Architekturteile der älteren Weinbauernhäuser und auch Postgasthöfe in Niederösterreich — namentlich in der Wachau und im Weinviertel — aus der volkstümlich gewordenen Renaissance und Barockarchitektur her.

Ganz eigenartig wirken mit ihren schlanken kannelierten Säulen und luftigen Vordächern die weißschimmernden Stiegenlauben in Mörbisch. Es begegnet außerordentlich selten, daß der Klassizismus im Volke stilbildend wirkt. Hier haben ihn ländliche Baukünstler, die bei diesem oder jenem Herrschaftsbau beschäftigt gewesen sein mögen, mit seltenem Formgefühl und einer im Volk eben dauernd lebendigen Gestaltungskraft auch noch nach einem großen Brand im Jahr 1857 wirklich reizvoll zur Geltung gebracht. Die bauliche Entwicklung von Mörbisch ist auch noch in anderer Hinsicht interessant. Abgesehen davon, daß vielfach die Wohnhäuser halbhoch als „Stockhäuser“ erbaut sind, wobei das eingetieft Erdgeschoß die Kellerräume enthält, ein Bautypus der auch in Niederösterreich und in rheinischen Weingebieten häufig wiederkehrt, hat das umgebende Weingelände die Siedlung sich räumlich fast nur durch Innenausbau entwickeln lassen. Beim naturgemäßen Wachstum der Familien sind die ursprünglich breiter angelegten Höfe auf zwei und vier Familienglieder aufgeteilt worden, zwischen den giebelig gestellten Hauptgebäuden oder Häusern an der Front eröffnen sich nun schmale Seitengassen, die zu den „Wohnungen“ oder Häusern der einzelnen „Parteien“ führen, wie sie sich heute nennen.

Die innere Hauseinteilung ist ihrem Grundtypus nach überall die gleiche. Man tritt traufseitig in einen Vorraum oder Flur, in dessen Hintergrund durch einen Mantelbaum die Küche abgetrennt ist. In ursprünglichen Verhältnissen ist sie vielerorts noch eine schwarze Kuchel mit einem zum Schornstein sich verjüngendem Gewölbe verblieben, in dessen rußigem Dunkel man allerhand leckere Würste, Fleisch und Speck räuchern kann. Nach der Straße zu liegt die gute Stube. Vielfach hält man sich indes im Alltag mehr in der einfacheren und wohl auch schon älteren Hinterstube auf, die gegen den Stall zu gelegen ist.

In der guten Stube hat oft schon eine ganz behäbige neuzeitliche Ausstattung Platz gegriffen. Man verwahrt hier auch die Familienandenken, Photographien und Haussegen, noch steht da und dort der altertümliche Kachelofen darin, der so recht erst die

deutsche Stube ausmacht. Auch die werkgerechte Eindeckung mit braungebeizten Bretterdecken, die von einem mächtigen Unterzug unterstützt werden, findet sich namentlich im Süden häufig. Die Burgenländer halten die Stube nicht nur als Gegenwartsmenschen hoch; wir erwähnten schon den Schmuck der Familienandenken, der im bäuerlichen Haus Sitte und Dasein einer ganzen Reihe von Geschlechtern stärker als in der Stadt umklammert. Da gehört es ganz in diese Lebensauffassung mit herein, daß alte Weiblein in ihrem säuberlich geschlichteten Wäschekasten dortselbst auch ein sorglich gesticktes Totentuch „Leilach“, auch „Lalich“ hört man bisweilen, verwahren, wie es über den aufgebahrten Toten gebreitet wird. Dem Besucher, der danach fragte, wurde es mit achtungsgebietendem Stolz vorgewiesen. Das zeigt so recht das natürliche Denken und Schicksalsempfinden bei diesen Menschen auf — überpersönlich und zeitlos wie bei allen richtigen Bauern.

Man hat in alten Tagen die Totentücher und auch die Bettüberzüge mit innerlich bedeutsamer Stickerei versehen, die Dreisprosse, den „Lebensbaum“, wohl auch daran gelagerte Hirsche und Fabeltiere zeigt. Die Totentücher wurden auch mit höchst eigenartigen Hahnen- und Pfauenmustern geziert. Außert sich an letzteren mehr ost- oder südeuropäisches Stilempfinden, so tun die ersterwähnten roten Leinengarnstickereien in Kreuzelstich und Blattstich nach süddeutschem Vorbild demgegenüber besonders deutlich die Mittlerrolle des Burgenlandes zwischen dem deutschen inhaltlich und formal richtunggebenden Westen und dem phantasievollen Stilwandel in der beharrsamem Häuslichkeit des Ostens dar. Eine besondere Erwähnung verdienen auch die als alte Braut- oder Minnegaben im Haushalt bis in späte Tage bewahrten Mangelbretter. Ihr Gebrauch scheint sich von Holland her seit dem 17. Jahrhundert zum Plätten feinerer Weißwäsche auch nach Oberdeutschland verbreitet zu haben. Im östlichen Deutschtum sind sie auf altem westungarischen Boden zu ähnlich schmuckvollen Werken der Volkskunst erwachsen, wie dies etwa auch in Niederdeutschland stellenweise der Fall war.

Von den zahlreichen dörflichen Handwerksbetrieben aus älterer Zeit haben sich manche in besonderer örtlicher Umgrenzung entwickelt, so etwa die Töpferei in Stoob, die hier in der Hauptzeile des Marktes Haus an Haus fast in der gleichen Art geübt wird. Die alten halbtönenförmigen Brennöfen weisen Wölbungen aus ineinandergesteckten Töpfen auf, was letzten Endes römischer

Ueberlieferung entspringt. Abgesehen von verschiedenen Glasurwaren fallen dem Volksforscher wie dem Archäologen hier auch die porösen nur mit flüchtiger Spiralverzierung weiß bemalten Tonplutzer für die Feldarbeiter als uralte Gebrauchsformen auf. In gleicher Art bilden etwa die Korbflechterei in Piringsdorf und selbst die neuzeitliche Loden- und Woldeckenerzeugung in Pinkafeld ausgesprochene Ortsgewerbe. Rechnitzer Wagner, Schuster und andere Handwerke haben zudem in früherer Zeit das ganze ungarische Vorland mit ihren Erzeugnissen versorgt, woran die bedeutende zivilisatorische Rolle des deutschen Handwerks in diesen Ostländern zutage tritt.

Beachtenswert ist auch die Trachtenentwicklung des Burgenlandes. Noch lebt hier bis auf die Gegenwart viel von Altformen der Arbeitstracht. Dazu zählen die Kreuzleibel oder Brustflecke, die die Männer und Frauen anstelle von Weste und Mieder bei der sommerlichen Feldarbeit auch noch in der Umgebung von Eisenstadt tragen; die langen weiten Leinenhosen der Männer mögen in der mittelalterlichen bäuerlichen Kleidung auch Mitteleuropas weitergehende Entsprechungen gehabt haben, als wir dies heute ermessen können. Sonntags wie an hohen Festen tragen die Bauern noch vielfach — und zumal im Seewinkel ein dunkelblaues oder schwarzes Standeskleid von altertümlichen Zuschnitt etwa aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit bezeichnenden bäuerlichen Zutaten wie Stiefeln und Stiefelhose, Fürtuch, schwarzer Krimmermütze oder Reindelhut. Die dunkle ehrbar-sonntagliche Festtracht kennzeichnet die Deutschen vielerorts im ungarischen Osten. Es mag sein, daß damit ein innerlicher Abstand von der viel bunteren lebendigeren aber oberflächlicher anmutenden Farbenfreudigkeit der östlichen Trachten bewußt gepflegt wurde.

Schmuckvollere ältere Festtrachten der Frauen, die nur mehr zu besonderen Gelegenheiten hervorgeholt werden, haben sich nur in wohlhabenderen Orten erhalten. Bürgerlichen Moden stärker angenähert sieht man sie in der Gegend von Mattersburg, mit allerhand farbigen Stoffen für die Miederleibchen, blühweißen Schürzen und Bänder und Spitzenwerk prunken die Mädchen am Feiertag in Lutzmannsburg, in der Hochzeitstracht ist vielerorts sinnvolle Zutat für Braut und Bräutigam, die Kranzeljungfern und die „Bursch“ erhalten geblieben. Erstmalig am Hochzeitstag bekommt in Mörbisch der Bräutigam vom Hochzeitslader oder Bräutigamsführer den dunkelblauen Radmantel überantwortet, den er von nun an beim Kirchgang oder an hohen Festen tragen mag. Wir erinnern uns dabei dessen, daß nach altem deutschem Rechtsbrauch unter den Mantel nehmen gleichbedeutend mit „einen in Schutz nehmen“ ist. Den Mantel erkennt die alte Volkssitte nur den

gesellschaftlich vollgiltigen Personen, den zu Hausstand und Wirtschaft gekommenen Bauern zu. Aehnliches ist auch von Holzschlag und anderen Orten überliefert.

Eine Hochzeit festlich und mit weitläufigem Brauch zu begehen gehört namentlich im mittleren und südlichen Burgenland zu den gern gepflegten Lebensfreuden. Da und dort wird uns sogar noch von der Aufrichtung eines lichtergeschmückten Hochzeitsbaumes berichtet. Zum hübschesten, woran die alte besinnliche Volkskunst des Burgenlandes zum Ausdruck kommt, gehören die alten Heiratsbriefe und Haussegen. Lehnen sich die ersteren oft in der Zierschrift und Ausstattung an die alten Meister- und Zunftbriefe an, so ergehen sich die Maler der Haussegen in ausgesprochen volkstümlicher bildhafter Gestaltung, zeigen uns den Weingärtner, Blumenwerk, belebt mit Vögeln und allerhand Vierfüßlern und halten mit solch spielerischer Fülle die Ueberlieferung alter Illuminationskunst fest. Da gibt es Liederhandschriften, handgemalte Gebetbücher und allerhand altes Schriftwerk, das solchermaßen als Familieneigentum noch in vielen Häusern behütet wird. Besonders das protestantische Bekenntnis tut sich in der Bewahrung alter Bücher und Schriften, Pflege alter Spiele und der Bewahrung sonntäglichen Bibellesens hervor. Allerorten sind zudem Volkslieder in jüngster Zeit in reicher Fülle gesammelt worden, ebenso Weihnachtslieder, die noch im Volk leben, ohne daß man davon eigentlich wußte.

Bräuche, die mit Gepränge nach außen wirken sollen, wie unsere Flurumzüge, kirchlichen Prozessionen, Lesefeste, finden wir im Burgenland selten. Es hat sich das nicht entfaltet, weil das Publikum gefehlt hat, die große schaulustige Menge. Ich möchte das nicht für einen Nachteil halten, denn dadurch hat das Volk seine Gesinnung keusch bewahrt: Nur am Kirchtag, in der Zeit der Erntefülle, geht die Stimmung über und es entfaltet sich auch nach außenhin in den größeren Orten ein festlicheres Treiben. Den Ortsfremden aufgeschlossen ist die Bevölkerung vor allem durch eine patriarchale Gastfreundschaft.

Im Jahre 1929 fuhr ich mit meinen Studenten in den Seewinkel auf Begehung. Wir waren alle mitsammen in Bauernhäusern einquartiert. Für einen in sich dahin lebenden Haushalt ist es nicht angenehm, Nachtlager herzurichten, die von Fremdlingen just nur über eine Nacht benützt werden, seien es auch gerade den Bauern, die selbst Söhne studieren lassen, gefühlmäßig näher gerückte

„Studenten“. Es ging uns in den sauberen Stuben wohl genug, um uns herzlich und gebührend zu bedanken und um unsere Schuldigkeit zu fragen. Aber da sagten alle unsere Gastgeber: „Ihr seid uns gar nichts schuldig“. Und als wir drängten, wir wollten uns doch irgendwie erkenntlich zeigen, da hat eine ältere Frau gemeint: „Ach was, wer weiß, wir können Euch vielleicht auch einmal brauchen“. Das war uns recht so. Es ist echt bäuerliches Denken. Nicht gleich alles fertig machen zwischen Mensch und Mensch und dann auseinandergehen als wär nichts gewesen. Es kommt die Zeit, wo der eine den andern doch wieder braucht.

Die Frau hat Recht. Soweit meine bescheidenen Kräfte reichen, mögen ihre Landsleute nur zu uns kommen, wenn sie etwas brauchen.

## Hochzeit in Villgraten (Osttirol).

Von Maria Lang-Reitstätter, Wien.

### Handstrach und Brautstand.

„Jetzt werd'n wir wohl bald Krapfn kriagn!“ ruft die Oberschallerin der Unterschallerin auf dem Kirchweg lachend zu. Sie und noch andere im Ort haben es gesehen: Der Lusser Jaggl ist gar so oft nach Feierabend beim Unterschaller. Zwegn Bauer und Bäuerin? Sicher nicht. Aber die Tilla, das „Kind“\*), ist halbes Zwanzig (25 Jahre alt).

Die Unterschallerin lacht nur auf, Tilla wird ein wenig rot. Sie sagen nichts.

Scheinbar hat der Lusser Jaggl freilich jedesmal etwas mit dem Bauern zu reden gehabt. Aber die Tilla kennt sich aus. Er geht nur „zan Daddelseil her“ (er macht sich nur eine Ausrede!) Der Jaggl ist „dullat“, er erreicht seine geheimen Absichten, ganz im Stillen führt er sie aus. Oft muß er länger praxn (umeinanderwarten), bis er merkt, daß es richtig ist.

Am Neujahrstag haben der Lusser Jaggl und die Unterschaller Tilla richtig „Handstrach“ (Handschlag = Verlobung) gefeiert miteinander. Beim Handstrach zahlt im Wirtshaus die Gitsche<sup>1</sup>). Als Zeichen der Verlobung tragen manche einen Ring. Ledige haben nicht leicht einen Ring am Finger. Man redet gleich: „Jetzt muß wohl eppes sein, das Dös (Ihr) an Ring tragt?“ und vermutet ein Verlöbniß.

\*) „Kind“ = die älteste Tochter.

1) Gitsche = Mädchen.

Vom ersten Tag des Brautstandes an gehen die Brautleute „inladen“. Ueberall werden sie mit Strauben<sup>2)</sup> bewirtet und beschenkt, mit Geld, Leinwand, Schalen, „Tallern“ und anderen notwendigen Dingen. „Hozaladn giahn“ ist ganz ein angenehmes Geschäft. Manche Bergbauern schicken zu den Hochzeitsgästen einen eigenen „Hozatlader“. Dieser hat einen weißen Busch auf dem Huit, auch am Hochzeitstag. Solche Büsche bekommt man zu kaufen. Sie werden aufgehoben und oft bei Gelegenheit wieder genommen<sup>3)</sup>.

Vor den Fasten heiratet man am meisten. Als Hochzeitstag wählt man am liebsten einen Erchtag (Dienstag). Am Sonntag vorher ist Vormeß. Da muß der Bui Kaffee mit Strauben und gesottenen Wein zahlen. Wenn aber die Gitsche in der Nähe wohnt, gehen sie nicht ins Wirtshaus; da gehen sie zu ihr nach Haus und halten dort Vormeß.

Sonntag vor dem Hochzeitstag ist „Kaschtezoichn“. Der Kasten der Braut mit ihrer selbstgesponnenen Leinwand wird ins Haus des Bräutigams geführt. Mitgehen tut dabei der Brautführer und der Bräutigamführer, die Altmutter und der Altvater von den beiden Brautleuten. Auf dem Wege wird geschossen. Nach dem Kaschtezoichn ist dann im Haus des Bräutigams eine Musik.

Am Abend vor der Hochzeit ist es recht hetzig. Mit Tanzen, Singen und „Monikaspiele“ unterhalten sich die geladenen Gäste bis um 11 Uhr nachts. Am Vortag dürfen Braut und Bräutigam nicht unter einem Dach schlafen. Auch dann nicht, wenn z. B. die Braut bisher Dirn im Hause des Bräutigams war und selbstverständlich da wohnte. Diese Nacht geht sie ins Elternhaus oder zu „nachde Freund“ (Verwandten). Vor und nach der Hochzeit gehen die Brautleute zu den Gräbern der Eltern. Am Hochzeitstag selbst nicht.

Wenn während des Brautstandes von der Verwandtschaft jemand stirbt, das hat man nit gern. Es tät Unglück bedeuten, hat man den „Gelabe“. Auch sollen sich ein Hochzeit- und ein Leichenbegängnis nicht begegnen.

<sup>2)</sup> Ueber diese und alle anderen Hochzeitsspeisen vergleiche man: M. Lang-Reitsstätter „Villgrater Bergbauernkost“, Wiener Zeitschrift f. Volkskunde 1933 (XXXVIII. Jg.), S. 18—27 und S. 53—62.

<sup>3)</sup> Ein Spruch zur Hochzeitladung im Pustertal ist zu lesen: Osttiroler Heimatblätter 1924/6; einige aus Abfaltersbach: Kohl, Die Tiroler Bauernhochzeit, S. 133 f.

„I hab zu kalt, muß schaugn, daß i mi wärmen kann“, sagt eine Gitsche, die gern heiraten möchte. Es gibt auch solche Gitschen, die meinen, sie kriegen keinen Mann, wenn sie halbes 20 sind. Da muß die Kupplerin helfen. Die bekommt dafür ein Geld.

„An an so altn Ascht laß i mi nimma unbindn“, wehrt eine ab, die man einen alten Mann verkuppeln will.

### **Liebesbriefe.**

„Früher hat man wunderbare Liebesbriefe gemacht“, erzählt das alte Wawele begeistert. „Man hat einen großen Bogen Papier recht fest und an öften zusammengefalten zu ein' Dreieck. Die Ecken hat man ausgeschnitten, in die Mitte ein Herz. Beim Auseinandernehmen sind 6 Herzen geworden oder 8, wie man es halt zusammengelegt hat. Die Herzen hat man beschrieben. Ueber das ausgeschnittene Muster hat man auch geschrieben. Der es gelesen hat, ist nicht gleich daraufgekommen, wie das der Reihe nach zu lesen ist. Den Anfangsbuchstaben hat man deshalb größer geschrieben und verziert, daß man ihn findet. In die freien Teile hat man mit einer Nadel Muster gestochen. Durch das Ausgeschnittene hat man ein Bandele durchgezogen und bei jedem Herz ein Maschele gemacht.“

Solche Briefe hat man dann unter Fleckn (Bretter) versteckt oder unter die Prügele getun in der „Scheiterlahne“ außen am Haus. In irgend ein Versteck halt, das man ausgemacht hat mit dem, für den der Brief gehört hat“.

### **'s Brautbegehren.**

Der Brautbegehre, ein naher Verwandter des Bräutigams, kommt am Hochzeitmorgen ins Haus der Braut, die Braut zu begehren. Ihre Verwandten und die geladenen Gäste bekommen ein kleines Mahl; die „Frühsuppe“: Fleischsuppe mit Würsteln, Kraut und Fleisch, Milchreis, Kaffee und Strauben, kalten oder gesottenen Wein und Nigelen dazu. Während des Abholmahles ist die Braut allein in ihrer Kammer. Der Brautbegehre holt sie von dort und führt sie zu den anderen. Er hat sie am Arm und so sagt er sein Gedicht auf. Einer, der es dermacht, hat die Verse für den Brautbegehre „zusammenschstudierscht“.

Einmal hat sich ein Brautbegehre seinen Spruch gar nicht dermerkt. Ein zweiter hat müssen mitgehen, der hat auf dem Buckel einen Zettel gehabt. Da drauf ist der Spruch gestanden. Der Braut-

begehrer ist immer hinter dem dreingegangen und hat den Spruch heruntergelesen.

### Brautbegeh-Gedicht.

Ich grüß Euch alle in diesem Haus  
und such mir eine Jungfrau aus,  
die als Braut für den Bräutigam ist  
ernannt  
und ihm gereicht die treue Hand.  
Der Bräutigam von Liebe brennt,  
hat dich als Braut anerkennt,  
darum hoffe ich auch von dir dies,  
dann kommt der Segen ganz gewiß.  
Ich bin geschickt vom Bräutigam,  
dich zu nehmen in Empfang  
und zu führen in seine Hand  
und du wirst seine Gattin genannt.  
Du, Mutter, hast lang Sorg getragen,  
nun wird dich dieses nicht mehr plagen,  
weil sie wird des Bräutigams Weib,  
der für sie sorgt, für Seel und Leib.

Etwas ist mir noch gelegen,  
ich bitte um den Muttersegen.  
Fall auf die Knie, mein liebes Kind,  
falte deine Hände zum Gebet geschwind,  
die Mutter nun mit zitternder Hand  
auf deiner Stirn den Namen nannt':  
„Es segne dich die heiligste Drei-  
faltigkeit  
bis in alle Ewigkeit“.  
Ich will schließen nun mein Gedicht,  
weil uns Herz und Auge bricht.  
Steh auf, du schöne Braut,  
zum letztenmal den Kranz am Haupt,  
und reiche mir deine Hand,  
dann will ich dich führen in den Ehe-  
stand<sup>4)</sup>).

Und dabei führt der Brautbegehrer die Braut aus dem Elternhaus hinaus.

Dieses Brautbegehrgedicht wurde vor einer Braut gesprochen, von der nur mehr die Mutter lebte. Es kann aber auch verwendet werden, wenn beide Eltern leben; die Anrede wird dann sinngemäß abgeändert. Während der Brautbegehrer seinen Spruch sagt, wird das auch alles ausgeführt, wovon er spricht. Unter allgemeiner Rührung der Anwesenden segnen die Eltern die scheidende Tochter.

Wie sich die Braut während des Aufstehens verhält, das wird von den Anwesenden genau beobachtet und noch lange nachher beredet.

So ist es ungleich auf der Welt:

Wie die Mena nach Außerhochlahn geheiratet hat, ist ihr ganzer Gedanke am Hochzeitstag immer nur gewesen, wie schön sie heut ist. Grad allm (immer) an ihr selber heruntergeschaut hat sie. Und dazwischen die Schwester gefragt: Mansche (meinst du) wohl, daß sie kemmen? Mansche decht, daß sie nit versaumen?

Das Burgele vom Renner hat an ihrem Hochzeitstage „gar nicht“ gesehen und gehört von den Gästen und ihren Reden, vom Spruch, den der Brautbegehrer gesagt hat. Und nicht einmal in

<sup>4)</sup> Ein anderes Brautbegeh-Gedicht, aus der Gegend um Lienz, ist gedruckt in den „Osttiroler Heimatblättern“ 1929/1-2; zwei aus Abfaltersbach in Kohl, a. a. O. S. 141 f. (eines davon eine Variante zu dem in den Osttiroler Heimatblättern).

den Spiegel geschaut hat sie als fertige Braut. Nur allm gereahrscht (geweint) hat sie. Und hat doch den Sepp, ihren zukünftigen Mann, rechtschaffen gern gehabt. Und ist von einem armen Häusele hinaufgezogen in einen schönen Bauernhof. Und doch soviel reahrn? O mein, der Ehestand ist ein schwerer Stand und bei allen heiligen Vorsätzen weiß sie nicht, ob sie es immer recht machen wird und gut für Mann und Kinder.

So ist es ungleich auf der Welt, auch bei den Bergbauern am Hochzeitstag.

### **Klausn auf dem Hochzeitsweg.**

Braut und Bräutigam kommen gesondert zur Kirche. Auch im Hause des Bräutigams war vorerst eine „Frühsuppe“. Der Brautführer führt die Braut eingehängt am Arm daher. Beim Gang in die Kirche geht die Braut mit dem Begehrer an der Spitze. Dann folgen die ledigen Leut, hinter denen die verheirateten. Auf dem Rückweg: Brautleute, Verheiratete, Ledige.

Mit den Gitschn ist die Braut gleich gekleidet. Alle haben ihre Kranzelen (Kränzlein aus weißen Kunstblumen) aufn Kopf und die weiße Schürze ungelegt. Das „Bindl“ mit dem „Schmatz“, ein weißes Seidenband mit einer Masche vorn, etwas seitwärts, war früher ein allgemeiner Brautschmuck. Jetzt wird es seltener. Die Manderleut haben früher zur Hozat zwei weiße Hahnenfedern aufm Huit getragen. Latzlan (kleine Bändchen) in allerhand Farben waren an diesen Federn festgebunden.

Jedes von den Hochzeitsleuten hat ein „Bischele“. Für die Hochzeitbischelen hat man gern Rosmarin vergoldet. So ein Bischele hat der Bui auf den Huit gesteckt, die Gitsche an das Kleid.

Auf dem Wege wird geschossen und gekukst. Und von den „Werktagleuten“<sup>5)</sup> Schade getun. Alles Tücken geht darauf hinaus, daß die Brautleute oder die Gäste zu spät in die Kirche kommen. Man „trägt eppes durch“, was die Hochzeitsleute notwendig brauchen. Dann muß der Pfarrer warten. Da haben sie dem letzten Roß z. B. die Achsstangen abgesperrt und versteckt. Aufgeregtes Suchen. Endlich ist sie gefunden, die Achsstangen, und schnell festgemacht. Zmittelt 'n Weg hat man sie wieder verloren. Die andern fahren voraus, der letzte Wagen muß gerichtet werden. 's Zsammegebn ist schon vorbei, kommen erst die letzten Gäste vor die Kirche.

<sup>5)</sup> Das sind die nicht zur Hochzeit Geladenen.

Hin und hin sind an der Straße Klausn mit „Bame“, Museln, Stane“ mitten im Weg. Der Bräutigam oder der Brautführer müssen sich durch ein Handgeld auslösen, damit die Klausse geöffnet wird. Denn der Klausner sagt sein Sprüchlein:

„Willst du hier weiter reisen,  
Mußt du Siegel und Brief aufweisen,  
Siegel und Brief ischt nicht genui.  
Ein Kreuzer Geld ghört a dazui.<sup>6)</sup>“

„Einen Schilling und ein halben“ hat der Michele für das Musl-<sup>7)</sup> vorlegen gekriegt, wie zu Kalkstein Hochzeit war.

Die Kopulation in der Kirche ist vor dem Amt. Beim Altar müssen die Brautleute enge zusammen knien oder stehen, damit sie sich gut vertragen. „Sinst kimmt der Toifl (Teufel) mitten inne“. Der Mann gehört rechts. Bei der Hochzeit und bei allen feierlichen Gelegenheiten. Auch beim „Portographieren“ oder „Abkontrafedn“.

Von der Kirche heraus gehen Braut und Bräutigam wieder gesondert, dann werden sie erst zusammengegeben.

Nach Kirchen außer der Kirchentür passen die Burschen auf ihre Madlan und führen sie am Arm zum Wirt oder ins Festhaus. Die Madlan gehen nur zur Hochzeit, wenn sie von den geladenen Burschen aufgefordert werden.

### Das Hochzeitsmahl.

Dahame (daheim) ist's Hozatmahl wöhlfler (billiger). Deshalb halten es viele Brautleute im Hause der Braut ab. Wer sich die viele Arbeit nicht antun will oder niemand recht dafür hat, bestellt das Mahl im Wirtshaus.

**Hochzeitsmahl im Bauernhaus:** Suppe und Würstl, Kraut und Fleisch drauf, Milchreis und Weinbeerlén drauf, Geröstl, Weinschnitten und Tee; Knödel mit Kraut, Braten und Zwetschken, Guglhupf und Glühwein; Schnitzl und Preißlbeer, Schaumrollen oder Krapfen mit Honig, Strauben und Wein, Kaffee und Nigelen.

Im Wirtshaus ist das Hochzeitsmahl ähnlich zusammengesetzt: Suppe und Würstel, Rindfleisch und Erdäpfelpürree, Reismudel<sup>8)</sup> oder Krapfen und Zwetschken; Knödel und Kraut, Mehl-

<sup>6)</sup> Dieser Spruch ist sicherlich ebenso alt wie der von Kohl (a. a. O. S. 184) angeführte aus Toblach, der einen anderen Wortlaut hat; beide entstammen jedenfalls der alten Maut-Einrichtung; von „Siegel und Brief“ ist bei Kohl nicht die Rede.

<sup>7)</sup> Musl = abgerindetes Stück eines Baumstammes, 4 m lang.

<sup>8)</sup> Reisaufwurf in Form kleiner Rollen, dick in Simonpulver (Zimt) gewalget.

speise und Glühwein; Braten und Erdäpfel, Schnitzl und Kompott, Nigelen mit Mogn darauf, Strauben, Kaffee und Torte.

Auffallend ist der öftere Wechsel zwischen Fleischspeisen und Mehlspeisen in der Aufeinanderfolge der „Richtlen“. Das Mahl zieht sich natürlich den ganzen Tag durch, viele Stunden lang. Nach jeder Richtle ist Tanz. Mitten drein wird die Braut gestohlen und ein bis zwei Stunden sind die ledigen Leut mit ihr anderswo. Der Bräutigam und die Verheirateten bleiben zurück und zechen lustig weiter. Kommt der Brautbegehrer dann mit der Braut und den jungen Leuten zurück, wird das Mahl fortgesetzt.

Bei der Hochzeit hat man es gern, wenn „das ganze Gebache“ recht gut ausfällt. Bald bei den Krapfen oder Nigelen einwendig so ein Knopf bleibt, so „a Tagdalke“ bei der Hochzeit, na glaubt man gleich, daß die Ehe ohne Kinder sein wird und Unfrieden ist im Haus.

Unter die Torte legt man ein schön ausgeschnittenes weißes Papier. Darauf sind bei Obbrugger Moideles Hochzeit verschiedene Sprüche geschrieben gewesen:

Was du mit freiem Willen  
 auferlegt dir hast  
 das trage nun im Stillen  
 wenn auch drückt die Last,  
 bis zum letzten Tage,  
 wo endet jede Plage.

Nimm aus Gottes Vaterhand,  
 was er dir schickt im neuen Stand.  
 Alle Mühe, alle Leiden  
 werden einst zu Himmelsfreuden.

Bei jedem Teller liegt ein gebackenes Kranzele. Der Bursch gibt seines von rechtswegen seiner Gitsche. Jedem Gast gibt man Bäckerei mit nach Haus. Beim Mahl muß der Bursch seiner Gitsche „außn tian“ (Fleisch aufschneiden, vorlegen). Dafür bekommt er von ihr einige Zeit nachher ein Hemd, eine Krawatte, zum Lohn. Darauf muß er ihr wieder etwas spendieren. Entweder Geld schenken oder sie beim nächsten Markt in Sillian in ein Gasthaus führen.

### 's Brautstehl.

Gegen Nachmittag tun sie die Braut stehlen. Vom Bräutigam die Brüder oder andere Buibn tanzen mit ihr bei der Tür hinaus und durch mit ihr, allemarsch, nach Innervillgraten oder Sillian oder ins Nachbarhaus. Wenn sie den Hochzeitsleuten abgeht, muß man die Braut suchen. Es wird rasch dunkel im Fasching, also nehmen

sie Fackeln mit. Oft fahren sie mit Schlitten. Der nächste Verwandte vom Bräutigam zahlt das Auslösen der gestohlenen Braut.

### Maschkerer und Tanzer.

Wenn es zschnachts wird am Hochzeitstag, kommen die Maschkerer. „Bei der letzten Hochzeit waren elf, drei haben bei uns ungelegt (sich angekleidet)“, erzählt das Gedele. „In die Stube sind sie alle in einer Zeile (Reihe) kommen. Sie haben Rehe geschossen, Gamse geschossen, Bame (Bäume) gehackt. Alle haben sie Larven aus Papier gehabt. Bart und Haare aus Wolle oder Haar (Flachs)“. Richtige Maschkerer müssen aufführen, was die Hauptpersonen, die Brautleute, schon erlebt haben oder erleben werden. Bei der letzten Innervillgrater Hochzeit taten die Maschkerer ein Vieche austschoppn (eine Rindshaut) und dann vor den Leuten abstechen. Ein Viertel Rotwein war das Blut. Weil der Vater des Bräutigams ein Viehhändler ist.

Die Maschkerer singen gewöhnlich ein Lied, das sich einer von ihnen zammegstudierscht hat. Bei der Hochzeit des Bodenbauern am Versellerberg war es folgendes:

1. Jatzt kemm mir halt daher  
Und singen enk was für,  
es gibt enk weise Lehr  
und ist zum Lachen schier.  
Von Eurem neuen Stand  
erzähl wir allerhand,  
denn gessn habts es gnui  
drum lost uns alle zui.  
Tiats uns net übel nehm  
wenn wir zi grobe kemm,  
Heunt müaßt ös alls derleiden  
die Leiden und die Freuden.

2. O („Pauli“), di werds freudn  
bist freila iatzt a Mann,  
du müißt es schon derleidn  
Kannst niamer mehr davon.  
Du müißt die Buißn meiden  
und grad an Ernst herschneiden,  
und allweil gscheida tian.  
Beileibe nia zun Gitschn giahn,  
halt mit die Mander mit,  
und lach die Buißn aus  
und denk dir: I han Fried,  
hab ja die „Nanne“ z’Haus.

3. O („Nanne“), los uns zui  
mir scham uns fast zi sagn,  
muaßt statt an Jungfernkranz  
A Weiberkappn tragn.  
An alte Gitsche sein,  
ja, das ischt a nit fein.  
Du hast schon recht getun

und kimmst gar schön davon.  
Es habn lang gepaßt  
die Gitschen weit umher,  
du hascht net lang gespaßt  
und nimmst den „Pauli“ her.

4. Und nach an Jahr, i wett’  
dreiviertel glängt sie net,  
wenn so a Klanigkeit  
schon in der Wiagn schreit.  
Dann, liaber „Pauli“, schau,  
du hascht a brave Frau,  
du müißt dann helfen ihr,  
geh, laß es sagen dir:  
Du müißt di net scheniern  
müißt helfn Kinderwiagn,  
sein glei a zwa, a drei  
ischt gschwind, ja gschwind  
a Schererei.

5. O, („Pauli“), dir werds taugn,  
sie werd af di schon schaugn,  
was lei dei Herz begehrt,  
kennt sie di schon in die Augn.  
Kimmst spat oder fruah nach Haus,  
sie kocht dir gschwind an Schmaus.  
Und bischt dus zessen zfaul  
schöpft sie dirs in ins Maul.  
Und brummelt sie di aus,  
so mach dir gar nicht draus.  
Denk: dös ischt Weiberbrauch,  
vergeht alls wie a Rauch.

6. Jatzt machn wir den Schluß  
weil ma a aufgehörn muß,  
gesungen habn mir das  
als luschtgen Hochzeitsspaß.  
Müaßts uns net übelnehm,  
daß wir daher sein kemm,  
A jeder jukst und schreit,

uns hat halt's Singen gfreut.  
O Bräutigam, o Braut,  
ein „Vivat“ hoch und laut,  
ein dreifach „Lebe hoch“  
zum Ehrentag euch noch.  
„Hoch, Hoch, Hoch!“<sup>9)</sup>

Mit den Maschkerern kommen Tanzer. Sie tragen weiße Hemden und weiße Hosen mit roten oder grünen Streifen aufgenäht. Meistens müssen es gewöhnliche Unterhosen tun. Ein Visier (Larve) kaufen sie sich und eine passende Kappn dazu. Bei den Tanzern gibt es einen „Schaffer“ oder Hauptmann. Der schafft Platz. Wenn einmal 100 Leute sind bei einer größeren Hochzeit, ist der Platz leicht zu wenig. Alle stehen recht her, daß sie gut sehen. Die Tanzer machen drei Tänze. Sie tanzen paarweise, die Männer miteinander. Einige ziehen auch Weiberkleider an. Die Tanzer schaffen sich ihre Musik an und zahlen sie selber. Das Geld dafür bekommen sie vorher vom Bräutigam.

Bevor sie ihre Tanzerei und Maschkerei anfangen, kriegen sie etwas zu essen. In einem Nebenzimmer stärken sie sich. Fürwitzige versuchen, in dieses Zimmer zu schauen. Sie wollen die Maschkerer und Tanzer erkennen. Beim Essen nehmen ja diese natürlich ihr Visier ab.

A weng a Musi ist bei jeder Bergbauernhochzeit. Wie mans halt hat: a Monika (Ziehharmonika) oder a Flautn (Mundharmonika) oder a Blase (Flügelhorn).

Bei der Hochzeit dürfen Mannische und Weibische miteinander tanzen. Das einzigmal in diesem Hochtal. Walzer, Masulka (Mazurka), Polka und Landler sind die Bergbauerntänze.

„Bitte, hilf ma amal tanzn!“ So fordert der Mannische die Weibische dazu auf. Will einer mit der Braut tanzen, fragt er zuerst den Bräutigam, dann die Braut um Erlaubnis.

Auch sonst allerhand Luschtbarkeit stecken sie heraus bei der Hochzeit. Sie „kladen“ ein „Scheit“ als Faschepoppe (Wickelkind) und der sie „einaträgt“, der tuit reahrn wie ein kleines Kind. Schön wird das nicht gemacht. Nur so mit Kinderkleidern „verkladen“ tun sie das Scheit. Wie wilder als das ist, wie „hetziger“ ist es.

<sup>9)</sup> Vergl. eine Variante dieses Liedes in: Kohl, Die Tiroler Bauernhochzeit. Wien 1908, S. 55 ff.; hier „Sillianer Hochzeitslied“ genannt und für Abfaltersbach, Strassen, Sillian, Sexten bezeugt.

## Hochzeitsabend.

Abends ist das „Brautempfachn“ im zukünftigen Haus. Wenn nämlich die Braut in ein anderes Haus einheiratet. Das Hochzeitsmahl war entweder im Hause der Braut oder im Wirtshaus.

Das Haustor ist zugesperrt. Mit einer kurzen Wechselrede begehrt der Bräutigam Einlaß. Von drinnen wird ihm geantwortet. Ist dieser Sprecher unsicher, wird ihm von der Nähe her eingesagt.

Von innen:

„Grüß Gott, wer ischt denn draußen,  
wer klopft denn so spät an unser Haustür?  
Was sind das für Leut' und was habt ihr denn für?  
Wollt ihr vielleicht ein Nachtquartier  
oder bleibet Dös gern alle hier?“

Draußen:

„I bitt laßt uns ein, i bin heunt nit allein,  
i bring a recht a liabs Madl als meine Braut heim“.

Von innen:

„O mein, so kemmts lei herein  
und seid herzlich begrüßt in unserm Heim,  
und bringt recht viel Glück und Segen,  
daß wir alle mitnander im Frieden leben“<sup>10)</sup>.

Jetzt treten alle ein und grüßen jedes. Der Bräutigam und die Braut empfangen den Segen der Eltern.

Beim Empfang der Braut in neuen Heim überreicht man ihr eine Torte und dazu einen neuen Kehrbesen oder ein Küchengeschirr. Dem Bräutigam, der in ein Haus einheiratet, überreicht man beim Empfang einen Hausschlüssel. Die eingeladenen Verwandten gehen mit. Im Brauthause wird weitergefeiert. Nach  $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$  Stunden kommen die Nachbarn und die „Werktagleute“. Das sind solche, die nicht eingeladen waren. Sie möchten auch a weng schaugn und lustig sein. Sobald die Maschkerer dagewesen sind, können auch die Werktagleute mittanzen.

Mitternacht gehen die Brautleute schlafen. Die „Verheiraten“ gehen fort. Die Ledigen bleiben noch und sind lustig. Dann müssen die Burschen ihre Madlan heimführen.

Die Hochzeitsleute täten gern das Brautbett stehlen. Zu Hochfeichtl haben sie schon's Fenster offen gehabt, alles hinauszureichen. Da ist grad noch die alte Mutter zurechtgekommen, den Schimpf (Spaß) zu wehren.

Bei der Hochzeit in Neugereut haben sie an der Bettstatt einen anderen Schade getun. Unter das Leilach (Leintuch) haben sie einen

<sup>10)</sup> Vergl. einen anderen Spruch beim „Brautempfangen“ in Sillian: „Der Sammler“ 1906—07, Heft 1.

blechernen Teller mit Wasser gestellt. Bald die Brautleute in's Wasser gesessen, sitzen sie im Wasser!

Gern tut man auch Glocken an den Strohsack, daß es recht anfängt, durch das ganze Haus zu läuten, bald sie ins Bett steigen. Oder man richtet die Bettstatt so auf, daß alles zusammenfällt, wenn man ankommt.

Wenn am Hochzeitstage viele Sterne am Himmel sind, kommen viele Kinder. Wenn es schneit, werden die Brautleute reich. Wenn der Wind geht, so „schaffens nit miteinander“ (sie vertragen sich schlecht).

Acht Tage nach der Hochzeit ist früher nachgefeiert worden. Man hat die Verwandten noch einmal eingeladen. Da ist wieder recht viel gekocht worden.

Einige Zeit nach der Heirat geht der junge Bauer mit seinem Weib ans „Richtigmachen“. Vor verwandten Zeugen wird das gegenseitige Vermächtnis festgestellt. Für die Zukunft der Familie ist gesorgt.

Silberne und goldene „Hozat“ (Hochzeit) wird auch gefeiert. In der Kirche und durch ein Festmahl im Hause oder beim Wirt. Auch da kommen Maschkerer und Tanzer. Bei der letzten silbernen Hochzeit, die im Tale gefeiert wurde, waren sie als Bauern verkleidet. Da wurde gebaut und gegengt und gemäht und gedroschen. Einer war als Weibische angezogen und hat gespunn (gesponnen).

Jetzt heiraten schon viele auswärts in einem Wallfahrtsorte (in Lavant bei Lienz). Die Braut nimmt einen Zeugen mit. Der Bräutigam zahlt einem Fremden, z. B. dem Mesner dort etwas, daß er ihm als Zeuge geht. Sie können dadurch viel Geld ersparen.

### Der Eh'stand.

„Guit gschaffn miteinander als Verheiratner“, das heißt nicht nur, sich gut vertragen miteinander. Gschaffn hat hier auch die Bedeutung von wirtschaften, haushalten. „Ohne Weib schaffsch mitn Hamatl a nit“, sagte ein alter Bauer zu seinem Sohn, als der schon Mitte dreißig war und die alte Bäuerin starb.

Ein Hamatl, ein Bergbauernhof ohne Frau, ist nicht Richtiges. Rosa, eine alte Gitsche, ist die Tochter vom Trojer im Winkeltal. Der Trojer hat drei Frauen gehabt. Die dritte ist schon seit 14 Jahren tot. „Seit der Zeit schinden alles wir drei Geschwister“, sagt die Tochter. „Ein Bruider ist gestorben vor 5 Jahren, jetzt sind wir gar nur mehr zwei. Der andre Bruider derheirat es no nit. Er

hat seine erste Frau no inna (in sich, denkt immer an sie). Nach neun Monaten beim ersten Kind ist sie gestorben. Das Kind auch. Er kann sie nit vergessen. Aber a Frau wär decht notwendig, daß wir uns nit gar a so schinden müaßten."

Der Michl vom Außerlechen hat a drei-, a viermal geheiraten. „Welche ist dir die liabeschte gewesen?" fragt ihn ein Nachtmer nach dem Tod der Letzten. Darauf der Michl: „Allm die Lebendige!"

Bei den Bergbauern herrscht das Männerrecht. Die Frauen haben im Oeffentlichen und im Häuslichen wenig dreinzureden. Anschaffen tuit das Meiste der Mann. Recht „a derbissene Zange" freilich gewinnt sogar hier die Oberhand. Von dem Ehemann redet man natürlich dann überall voll Spöttigkeit: „Dersell ischt ein Weiberer, der hat der Weibischen die Hosen gilat (gelassen)".

Ueber ehescheue Buiben, die ein „Hamatl" (Bauerngut) haben und doch nicht heiraten wollen, reden die Mädchen nichts Gutes. Es ist ihnen auch nicht zu verdenken. Da sind in Innervillgraten zwei Buiben. Jeder hat ein kleines Haus für sich. Der eine hat eine Wirtschafterin, der andere ist ganz allein. „Wer decht deme umdraht, bald er gemaht hat, möcht i wissen?" zerbricht sich die Nachtmergitsche den Kopf. „Der kann si selm hintennachigiahn und umdrahn<sup>11)</sup>".

Die lustigen Gitschn im heiratsfähigen Alter tun natürlich so, als wollten sie von solchen Buiben nicht wissen, wenn die Rede darauf kommt. Ob das immer die Wahrheit ist? „Na, na, lieber gar nit heiratn als söllene Lötter. Das sand soviel wilde Ranggerer (Raufer). Der eine hat sein' Kirchenstuihl vor unserer Muitter. Da lahnt er immer inne, so broat er kann. Alle zwoa Arm legt er auf die Seiten. Unser Muitter sagt, wenn der sie annal im Ehebett<sup>12)</sup> a so broat macht, bal er verheiraten ischt, hat sein' Frau wohl weng Platz."

## Literatur der Volkskunde.

**Steirisches Trachtenbuch.** Von Konrad Mautner und Viktor Geramb. Dritte Lieferung: Das Mittelalter, mit 41, darunter 12 farbigen Bildern. Von Univ.-Prof. Dr. Viktor Geramb. 1933. Verlag Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz.

<sup>11)</sup> Nämlich das Heu.

<sup>12)</sup> Die Bergbauern haben in der Ehezimmer gewöhnlich ein breiteres zwiespanniges Ehebett.

In dieser Zeitschrift wurde (XXXVIII, Seite 25 f. und XXXVIII, Seite 80 f.) mit großer Anerkennung das Erscheinen der ersten zwei Lieferungen dieses hochbedeutsamen Werkes gewürdigt. In rascher Folge ist nunmehr bereits die 3. Lieferung desselben herausgebracht, welche die Zeit der deutschen Besiedelung (8.—13. Jahrhundert) der Ostalpenländer und das 14. Jahrhundert behandelt, wovon die erstgenannte Epoche bisher trachtenkundlich noch völlig unerforscht geblieben war. Als einzige Quelle, die hier einigermaßen Aufschluß geben kann, sind die abendländischen Buchmalereien der geistlichen Handschriften einer sehr mühevollen Durcharbeitung unterzogen worden. Es ergibt sich, daß wir bis ins 12. Jahrhundert im Landvolk unserer Heimat sehr stark und viel mehr als etwa in der römischen Blütezeit mit urtümlicher Stoffbereitung im Hauswerk und daher auch mit urtrachtlichen Gewandformen rechnen müssen. Es wird dann die Entwicklung jeder Gewandart während des ganzen Zeitraums mit kritischem Eingehen in alle Einzelheiten besprochen, wobei der Bienenfleiß des Forschers im Aufspüren auch der kleinsten einschlägigen historischen Notizen nicht genug anerkannt werden kann. Das kostümgeschichtlich eine sehr bedeutende Epoche darstellende 14. Jahrhundert findet im zweiten Abschnitt der vorliegenden Lieferung seine Darstellung, wobei der große Umschwung in der abendländischen Bekleidungsweise, der sich damals vollzog, in sehr eingehender Weise bis in die niederen Volkskreise unserer Alpenländer verfolgt wird. Wir freuen uns des vielversprechenden Fortschreitens des schönen Werkes und sehen den folgenden, der Neuzeit sich nähernden Abschnitten desselben mit wachsendem Interesse entgegen.

Prof. M. Haberlandt.

**Dr. Matth. Mayer:** Mariastein im Unterinntal. Geschichte des Schlosses, der Wallfahrt und Siedlung. 2 Teile. 199 Seiten, 12 Bildtafeln und 151 Seiten mit 16 Bildtafeln.

Aus der überaus gewissenhaften kulturgeschichtlichen Darstellung der Entwicklung der Schloßherrschaft und Wallfahrt Maria Stein wird der Volksforscher vielerlei Nutzen zu ziehen vermögen. Familiengeschichtlich ist vor allem das Lebensbild der Ebbser und Schurff als Schloßherren bemerkenswert, eine Hochzeit von 1608 wird kulturgeschichtlich ganz genau in ihren Aeußerlichkeiten, Speisezettel usw. festgehalten, was wertvollen Quellenstoff bedeutet, nicht minder das Schloßinventar von 1689, das umfassend durch Angabe der beglaubigten Erinnerungsstücke, Gemälde der Schurff usw. ergänzt wird. Es sind Votivbilder beginnend mit Verlöbnissen vom Jahr 1606 und 1608, erhalten und die Reihe der Devotionalien und Aufzeichnungen, insbesondere des Wallfahrtsbuches vom Jahr 1731 ist eine allgemein beachtliche. Ganz reizend ist die Auswahl kleiner Andachtsbilder, die nebst anderen trachtengeschichtlich bemerkenswerten Darstellungen in den Kunstdruckbeilagen wiedergegeben sind. Die Angaben über Tafelmaler, Bildhauer und Schreiner werden besonders dem Volkskunsthistoriker willkommen sein.

A. Haberlandt.

**Paul Sartori:** Das Buch von deutschen Glocken. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde geschrieben. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1932.

Es war ein schöner Gedanke, dem das vorliegende Buch seine Entstehung verdankt. Als im Mai 1917 ein Heer deutscher Glocken, für Kriegszwecke angefordert, die luftigen Hochsitze verlassen mußte, hat eine Anzahl volkskundlicher Vereine und der Verband selbst als eine schuldige Ehrung für das dahingebene Kirchengut einen Aufruf ins Land ergehen lassen zur Sammlung und Aufzeichnungen alles dessen, was sich an Bräuchen, Sagen und Volksglauben an die Glocken anknüpft. Niemand Berufenerem als dem Verfasser konnte der aus verschiedenen deutschen Landschaften zusammengekommene Stoff zur Sichtung und Bearbeitung übergeben werden. So ist das vorliegende deutsche „Glockenbuch“ entstanden. In 12 Abschnitten handelt es vom Stoffe der Glocken und von ihrem Guß, von der Glockenweihe, dem Glockennamen, der Heiligkeit und Menschlichkeit der Glocke, ihrer geisterscheuchenden Wirkung, sowie ihrer Wirkung auf Fruchtbarkeit und Gesundheit. Ein längerer Abschnitt beschäftigt sich mit der Glocke im Dienste der Kirche, zwei weitere mit dem Dienst der Glocke für das Familien- und bürgerliche Leben. Die Glockensprache und die Glocke in allerlei Redensarten, endlich auch die Glockensagen werden in den letzten Abschnitten abgehandelt. Wenn auch örtlich, wie sachlich das Ergebnis der Fragebogen sehr verschieden ausgefallen war, so ist doch die vorliegende volkskundliche Aufarbeitung desselben ein schöner Gewinn für die Volkskunde, für welchen wir dem vielbewährten Verfasser herzlich dankbar sein müssen.

Prof. M. Haberlandt.

**G. Lüdtke und L. Mackensen:** Deutscher KulturAtlas. II. Band (Berlin, Walter de Gruyter, 1931—33).

Auch in seiner Fortsetzung bringt der Deutsche KulturAtlas dem Volksforscher willkommene Arbeitshilfen. Zu erwähnen sind etwa die Karten zu Dichtung und Schrifttum des Mittelalters (W. Stammler), die Bilder zu Heldensage und Kunstgeschichte, die Karten zur Reichsteilung und dem romanischen Anteil des Deutschen Reiches im Mittelalter, die Pfalzen und Königshöfe der Karolinger. Etwas schwach sind die Karten zur Ostkolonisation und zumal zum Städtewesen, bei dem der Osten gegenüber den freien Reichsstädten des Westens überhaupt nicht aufscheint, ein gleiches gilt von den Zisterzienser Gründungen — Heiligenkreuz ist überhaupt nicht erwähnt, von den Mundartdiagrammen wird man auch nicht viel Nutzen ziehen. Dagegen sind recht brauchbar die Karten zur kirchlichen Einteilung Deutschlands (H. Volz) und ausgezeichnet die Arbeit H. Achterbergs in zahlreichen Karten zur altgermanischen Religion wie über Ausbreitung der Waldenser, Hugenotten, alte und protestantische Mystik, Wiedertäufer und Schwärmer, Brüdergemeinden, Pietismus, Salzburger Emigranten. Uebersichtlich ist auch die Karte zum evangelischen Kirchenlied, schließlich wird vielleicht auch das Verzeichnis der „Großen Erfindungen“ von M. Feldhaus dem Volksforscher Anregung zu bieten vermögen. A. Haberlandt.

**Deutsche Volkskunst.** Herausgegeben von Edwin Redslob. Band XIII. Baden. Text und Bildersammlung von H. E. Busse. Mit 198 Bildern. Delphin-Verlag, München.

Eine zusammenfassende Veröffentlichung über die Volkskunst in Baden fehlte. Nun erhalten wir in der vom Delphin-Verlag herausgegebenen stattlichen Reihe von Darstellungen deutscher Volkskunst (siehe die Besprechungen in dieser Zeitschrift) als 13. Band eine in Wort und Bild den vorausgegangenen Volkskunstbänden vollkommen ebenbürtige Schilderung Badens, als eines der eigenartigsten und mannigfach gegliederten deutschen Volkskunstgebiete. Das Stromgesicht und das Waldgesicht des Volkes ist, wie der Verfasser in der Einleitung sehr schön auseinandersetzt, nirgends sichtbarer zu beobachten als in Baden. Die Uebersicht der Volkskunst dieses Landes hat sich vor allem mit dem Gut des Schwarzwälders, des Alemannen und des Oderwälders zu befassen, weil wir hier nur Eigenwuchs, fern von äußeren (städtischen, höfischen, klösterlichen) Einflüssen feststellen können. Wie in allen bisher erschienenen deutschen Volkskunstbänden spiegelt sich auch im vorliegenden Badener Bande das Volkstum in der künstlerischen Ausgestaltung aller Lebensbezirke, in der Siedlungs- und Bauweise, in der Ausstattung der Innenräume, in Form und Zier von Hausrat und Arbeitsgerät, in den Trachten zumal, in den mannigfaltigen, der Frömmigkeit und dem Kirchenwesen, sowie dem altererbten Brauchtum dienenden Arbeiten des Hausfleißes und Handwerks. Mit liebevoller Versenkung in Gefühlsgehalt und Lebenswert aller behandelten und abgebildeten Volkskunstwerke wetteifert der schöne Textteil Busse's auf das Rühmlichste mit seinen Vorgängern in der Reihe der deutschen Volkskunstwerke des gleichen Verlags. Die Bebilderung, für welche namhafte Volkskundler und Sammlungen reichlich beigesteuert haben, unterstützt die textlichen Ausführungen in vorzüglich ausgewählter Art und Reichhaltigkeit. So tritt dem Leser des schönen Werkes Seelenwesen und Volksart der Badener Bevölkerung in höchster Anschaulichkeit und Faßbarkeit entgegen.

Prof. M. Haberlandt.

**Die Weißstickerei.** Heft 1, bearbeitet von **C. Mertens-Goetjes**. Herausgegeben von Mez A. G., Freiburg, Wien.

Die textilen Frauenarbeiten spielen in der Volkskunst der europäischen Völker eine große, zum Teil sogar überwiegende Rolle. Besonders die Stickereikunst und darunter die zierliche Weißstickerei, die urkundlich zum erstenmal im 11. Jahrhundert erwähnt wird, hatte in den ländlichen Kreisen tiefe Wurzeln geschlagen und in den alten Volkstrachten vielfach reiche Anwendung gefunden. „Geschriebene Arbeit“ nennt die ungarische Bäuerin ihre Weißstickereien. Die Anweisungen und reizenden Musterungen für Weißstickerei nach volkstümlicher Art, wie sie die auf diesem textilen Gebiet sehr rührige Verlagsgesellschaft Mez A. G. in vorliegendem reich bebilderten Hefte herausgebracht hat, verdienen Beachtung und Benützung der fortschaffenden Frauenkreise.

Prof. M. Haberlandt.

**Festschrift für Theodor Siebs** (= Germanistische Abhandlungen, Bd. 67), herausgegeben von Walther Steller. Breslau, Marcus, 1933. RM 25.—.

Der fast 500 Seiten starke Band wird von einem Mensch und Werk gleich würdig darstellenden Vorwort des Herausgebers eingeleitet, welches die Interessen des Gefeierten deutlich hervortreten läßt und so auch die nötige Einbegleitung in die nachfolgenden Arbeiten schafft. Hier finden sich

neben einer größeren Zahl rein germanistischer Arbeiten auch eine Reihe volkskundlicher Abhandlungen: A. Haberlandt (377: Lebenskreise als ein Forschungsziel der Volkskunde) bringt einen wichtigen Beitrag zu einer künftigen Methode der Volkskunde; W. Havers (371: Ein Beitrag zu dem Thema: Volkskunde und Sprachwissenschaft) versucht eine syntaktische Frage auf volkspsychologischem Weg zu lösen; M. Hippe (421: Hochzeitsrätsel des 17. Jahrhunderts) druckt 18 Rätsel ab, die aber mit dem wohl meist kurzen, aber viel drastischeren. Volksrätseln ähnlicher Art wenig gemein haben; O. Lauffer (393: Arbeitsrhythmus und Liedrhythmus in der deutschen Volkskunde) warnt vor allem vor Ueberspannungen der Bücherschen Theorien; G. Neckel (1: Irmin) liefert einen wesentlichen Beitrag zur Lösung der Irminprobleme; H. Schneider (179: Halfsaga und Hroffssaga) erweist Beziehungen zwischen nicht erhaltenen Vorformen der beiden Sagen. Von den übrigen Abhandlungen seien wegen ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung noch die Arbeiten von Fr. Ranke (Zur Rolle der Minneallegorie) und H. Heckel (Begriff und Wesen des literarischen Rokoko) genannt. Eine Werkschau Th. Siebs beschließt den ungemein inhaltsreichen Band.

Leopold Schmidt.

**Ludwig Ferd. Clauss:** Rasse und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt. Dritte, bearbeitete Auflage. 9.—13. Tausend. Mit 176 Abbildungen. J. F. Lehmanns Verlag, München, 1933.

Unter dem Titel „Rasse und Seele“ erschien dies, die Rassenpsychologie mit neuer Methodik und geistvoller Intuition bearbeitende Werk im Jahre 1926 in erster Auflage (siehe diese Zeitschrift, 31, Seite 67). Die zweite, wesentlich veränderte Auflage 1929 trug den Titel „Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker“, (in dieser Zeitschrift, 34, Seite 40 besprochen.) Sie wird nicht wieder aufgelegt. Nunmehr ist der Stoff dieser beiden Auflagen, welcher gerade gegenwärtig das höchste Interesse weiter Kreise findet, in der vorliegenden 3. Auflage neu bearbeitet. Clauss geht in der Methode der Forschung und Darstellung seine eigenen Wege, er läßt uns die Seele im Ausdruck ihres Innenlebens erkennen. Als feiner, geradezu hellseherischer Beobachter der rassischen Physiognomien — seine Bilder die den Ablauf eines seelischen Geschehens festhalten und so seine eigenartige „mimische Methode“ ermöglichen, sind ein wesentlicher Teil seines Buches — ist er zur Aufstellung einer bestimmten Zahl seelischer Rassentypen gelangt, deren Benennung: Leistungsmensch, Verharrungsmensch, Darbietungsmensch, Offenbarungsmensch, Enthebungsmensch allerdings zunächst befremdlich wirkt. Die Ausführungen Clauss' zu diesen Rassenstilen nehmen ihnen aber dies Befremdliche in vollem Maße und in sehr einleuchtender Art. Der zweite Teil des Buches behandelt Grundfragen der Rassenseelenkunde: die mimische Methode, Ausdrucksstoff und Ausdrucksstil, Stilwechsel im Ausdruck (Ausdrucksprägung), der Leib als Schauplatz des Ausdrucks, alle diesbezüglichen Ausführungen gestützt durch die lehrreichen Bildaufnahmen des Verfassers. So wird dies gedankenvolle Buch in seiner neuen Form der Rassenkunde wieder viele neue Interessen zuführen und ihren Unterbau in anregendster Art erweitern helfen.

Prof. M. Haberlandt.

Lesebuch der Deutschen Volkssage. Herausgegeben von **Friedrich von der Leyen** in Verbindung mit **Valerie Höttges**. 1933. Junker & Dünhaupt-Verlag, Berlin. (Band 10 der Literarhistorischen Bibliothek, herausgegeben von Gerhard Fricke, Göttingen.)

Mit Freude nimmt der Leser dies Lesebuch der Deutschen Volkssage aus der Hand eines unserer erfahrensten Sagenforscher und Sagenprüfer entgegen. Die historisch-geographische Betrachtungsweise, unter welcher hier die bunte und vielfältige Sagenmenge gebracht erscheint, zeigt einen höchst beachtenswerten methodischen Fortschritt in der Sagenforschung an. Das Lesebuch gliedert die Sagen in zwei Gruppen, indem es zuerst die geschichtliche Entwicklung und sodann die landschaftliche Verbreitung derselben an wichtigen Beispielen zeigt. Er ordnet dabei die Sagen nach den ersten uns erhaltenen Belegen und nicht nach den frühesten Spuren im Schrifttum oder dem mutmaßlichen Alter der Vorstellungsgrundlagen. Das inhaltsreiche Nachwort, das die gelehrten Verfasser dem Lesebuch beigegeben haben, sowie die Anmerkungen des historischen, wie des landschaftlichen Teils zeugen von der gründlichen Durcharbeitung der dargebotenen reichen Sagenstoffe. Jeder Leser wird das Buch mit dem größten Gewinn aus der Hand legen und immer wieder mit Genuß und reicher Belehrung im Ganzen wie im Einzelnen zur Hand nehmen.

Prof. M. Haberlandt.

**Otto Nossag**: Volksmärchen und Volksmärcheninteresse im 18. Jahrhundert. (bis 1770.) Dissertation (Greifswald.) Cottbus, Otto Enke, 1931.

Die auf Anregung Lutz Mackensens entstandene Arbeit verwertet mit größter Umsicht das zeitgenössische Material und zeigt, welch ein Interesse in dem für fast märchenlos gehaltenen 18. Jahrhundert doch für das Märchen vorhanden war, wenn es sich auch vielfach um ein polemisches Interesse handelte. Die Volksliteratur wird ebenso wie die hochschichtliche Dichtung herangezogen und so Vorhandensein von Märchen und Anteilnahme daran sowohl in der mündlichen Ueberlieferung wie im volkstümlichen Schrifttum (Kalender, Jahrmarktsdrucke usw.) nachgewiesen. Der dritte Teil der Arbeit, welcher der Stellungnahme der ober-schichtlichen Literatur nachgeht, kann nicht viel bringen, doch ist der Abschnitt über die Predigtliteratur als Anregung zur Untersuchung dieses sonst noch selten untersuchten Gebietes wertvoll. Ein beigefügtes Motivregister erhöht den Wert dieser verdienstlichen Arbeit noch beträchtlich.

Leopold Schmidt.

**A. Maurizio**: Geschichte der gegorenen Getränke. 262 Seiten mit 19 Abbildungen. Berlin, Paul Parey, 1933.

Das vorliegende Werk verdient wie selten eines die Bezeichnung einer grundlegenden Darstellung zur Kulturgeschichte und Technologie der gegorenen Getränke. Es ist erstaunlich, mit welcher Sachkenntnis sich der Verfasser auch auf dem Gebiet der Altertumskunde bewegt, die aus der botanistischen und technologischen Erkenntnisrichtung des Verfassers ihrerseits reichen Ertrag ziehen wird. Das gilt von allen einschlägigen Abschnitten wie Metberei-tung, Getreideaufguß, Kумыß, den gegorenen Getränken aus wildwachsenden Pflanzen, Kernobstgetränken und Beerenweinen, nicht zuletzt

auch von den unterschiedlichen Bier- und Weinwürzen in alter und neuer Zeit. Wo die kulturgeschichtlich eingestellte Philologie bisher nur einzelne Durchschläge versuchte — etwa mit der Geschichte des Hopfens — tut sich nun ein weites Blickfeld des Anwendens und Auskostens der unterschiedlichsten Würzen in elementarer Erprobung und Hantierung auf. Der Volksforscher zumal muß dem Verfasser für diese umsichtige Durchgeistigung des Stoffes Dank wissen. Er hat die alte *Gemeinschaftskultur* auf seinem Sachgebiet in ein ganz neues Licht gerückt. A. Haberlandt.

**Dr. N. Zimmer:** Die deutschen Siedlungen in der Bukowina. 42 Seiten mit einer Karte und drei Plänen. (Plauen i. V., Günther Wolff, 1931.)

**A. Karasek — K. Lück:** Die deutschen Siedlungen in Wolhynien. Geschichte, Volkskunde, Lebensfragen. 130 Seiten, 6 Bildtafeln, 1 Karte.

**Viktor Kauder:** Das Deutschtum in Polnisch-Schlesien. Ein Handbuch über Land und Leute. 492 Seiten, 19 doppelseitige Bildtafeln, 1 Karte. Enthalten in: Deutsche Gaue im Osten, Band 3 und 4.

Jede dieser Veröffentlichungen gewährt kulturgeographisch und kulturgeschichtlich bedeutsamen Einblick in das Werden des deutschen Ostens. Sehr aufschlußreich ist für den Volksforscher in der Bukowina die Ansetzung der Bevölkerung entsprechend ihren alten Lebenskreisen, der Banater Schwaben als vorbildliche Landwirte in den unterschiedlichen slawischen und rumänischen Dörfern, der Deutschböhmen als Holzfäller und Glasmacher, der Zipser als Bergleute. Sehr klar ist die kulturelle Rolle der Deutschen in Wolhynien herausgearbeitet, hier ist auch der festliche Jahreskreis mit seinen Lebensgewohnheiten und geistiges Ueberlieferungsgut von A. Karasek ausführlich dargestellt, wogegen sich das oberschlesische Handbuch hierin zwispältig zeigt. A. Perlick gibt eine ausführliche oberschlesische Volkskunde, wogegen sich A. Karasek für den Osten mit Hinweisen auf den Bestand und seine kulturgeographischen Verschiebungen begnügt. Demgegenüber geht die geschichtliche Schilderung ziemlich in die Breite, für die Vorgeschichte wird des Guten dabei eher zuviel getan. Alles in allem zeigt sich aber in der Reihe, die auch bevölkerungsstatistisch alle wünschenswerten Angaben vermittelt, ein erfreuliches Anwachsen der Gesichtspunkte zur wissenschaftlichen Erkenntnis der Lebensfragen des Deutschtums in diesem Bereich.

A. Haberlandt.

**Karl Benyovszky:** Die Oberuferer Weihnachtsspiele. Preßburg, S. Steiner, 1934.

Diese von dem bekannten Preßburger Forscher veranstaltete Ausgabe der Volkschauspiele von Oberufer erschien bei Gelegenheit der Wiederaufführung der Spiele, geht aber in ihrer Bedeutung über diesen Gelegenheitsanlaß hinaus, da sie als Textausgabe die längst vergriffene Schrörsche Arbeit wenigstens zum Teil ersetzt und als Ausgabe selbst durch die Aufzeichnung des Schuster- und Schneider-Spieles wie durch die Beigabe der Singweisen auch eigenen Quellenwert erhalten hat. Außer den Spielen wird auch eine genaue Beschreibung der Aufführungsweise geboten, welche durch den

Wiederabdruck der alten Farblithographie bei Flögel-Ebeling unterstützt wird. Die Beigabe von weiteren auf die Spiele bezüglichen Dokumenten, besonders der Aufzeichnungen des Lehrmeisters Wendelin verstärken den Eindruck der liebevollen Besorgtheit um diese Spiele, welche, besonders das Paradeisspiel, wohl zu den öftest edierten Volksschauspielen überhaupt gehören.

Leopold Schmidt.

**Karl R. Fischer:** Doktor Kittel. 2. Aufl. Gablonz, Lutz, 1932. 10 Kč.

Der Sagenkranz um den angeblichen Teufelsbündler und wohlthätigen Volksarzt Kittel (1704—1783) wird teils in ursprünglicher, teils in etwas zurechtgemachter Form dargeboten, wobei sich das Anheften alter Züge an zeitgenössische oder erst halbvergessene Persönlichkeiten mit aller Deutlichkeit erweist. Der zweite Teil des Büchleins bringt Sagen und anderes Volksgut (Lieder, Sprüche und Bräuche) des Isergebirges, zum Teil auch in der Mundart aufgezeichnet. Eine sachliche Anordnung würde derartige Sammlungen brauchbarer machen. Sagensammlungen scheinen in besonders hohem Maße der Illustrierung ausgesetzt zu sein.

Leopold Schmidt.

**Schaffen und Schauen.** Mitteilungsblatt für Kunst und Bildungspflege in der Wojewodschaft Schlesien. 8. Jahrgang, Heft 5/6 (1932), Katowice.

Das dem Deutschtum Galiziens gewidmete Heft der auch sonst volkskundlich interessierten Zeitschrift enthält vor allem drei gewissermaßen programmatische Aufsätze von Alfred Karasek über die Erforschung des Volksschauspiels, der Sage und des Märchens der deutschen Sprachinselbewohner. Die Arbeit über das Volksschauspiel bringt zugleich eine erstmalige Uebersicht über den Stand der Sammlung, dem nur leider von der Schriftleitung die Fußnoten gestrichen sind, so daß wir der äußerst notwendigen Bibliographie verlustig gegangen sind. Zwei Spiele (aus Makowa und aus Hohenbach) nach Sammlungen von Joseph Lanz illustrieren das Gebrachte, sowie auch zu dem märchenkundlichen Aufsatz zwei Sammlungsproben (Mädchen mit den goldenen Haaren; Märchen vom goldenen Vogel) beigebracht werden. Eine Arbeit über das Volkslied der Gegend (mit 17 Liedern, alle mit Weisen) von Joseph Lanz und zwei kleine Beiträge von Karasek (Namengebung und Kolonisten-Spottlied) schließen den volkskundlichen Teil des Heftes, das auf schmalem Raum ein reiches Erträgnis aufweist.

Leopold Schmidt.

**Dr. I. Manninen:** Die finnisch-ugrischen Völker. 384 Seiten mit 334 Abbildungen. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1932.

Ein aus Vorlesungen entstandenes Buch zum Kulturleben der Finno-Ugrier als Einzelvölker. Es beschränkt sich dabei auf die sachliche Kultur, wobei Hausformen, Trachten und Wirtschaft Erwähnung finden, Haus und Handwerk in seinen technologischen Voraussetzungen indes kaum zu reichend zu Worte kommt. Für das Werden der einzelnen Volksgruppen wird jeweils eine kurze geschichtliche Einleitung geboten. Angesichts des Eingehens auf den Sachgüterstoft in gleichmäßiger Systematik durch alle Gruppen hindurch — auch die Lappen und Magyaren werden in den Kreis einbezogen — wird die Darstellung dem deutschen Leser sicherlich willkommen sein.

A. Haberlandt.

**Idrott och lek; Dans;** herausgegeben von Johann Götling und H. Grüner Nielsen, Nordisk Kultur, Band 24, Stockholm 1933. 196 Seiten mit 60 Abbildungen; 8 schwed. Kr.

Das große Sammelwerk „Nordisk Kultur“ ist wohl das größte Unternehmen unter den vielen skandinavischen Buchreihen, welche die Ergebnisse der neuesten Forschung einem breiten Publikum zugänglich zu machen versuchen. So stark ist diese Richtung, daß in Schweden kürzlich nicht weniger als 7 Verleger mit populären Weltgeschichten gleichzeitig auf den Plan traten. Das Ergebnis ist freilich häufig ein Kompromiß, das alle Teile unbefriedigt läßt, da die Werke einerseits doch zu wissenschaftlich, für den Fachmann aber zu wenig ausführlich sind. Der vorliegende 24. Band der neuen Buchreihe hebt sich jedoch in glücklicher Weise von diesem Durchschnitt ab. Spiel und Tanz sind Gebiete, für welche es an zusammenfassenden Darstellungen des skandinavischen Materiales gänzlich mangelte. Da die Uebersichten außerdem von den ersten Fachleuten gegeben sind, so enthält der Band sehr viel, das hier erstmalig veröffentlicht wird. Johann Götling (Uppsala) arbeitet seit vielen Jahren über die Spiele (Kampfspiele, Gesellschaftsspiele usf.). Seine Mitteilungen sind trotz des beschränkten Raumes von besonderem Wert für die vergleichende Erforschung dieser Gebiete. Schade, daß er bei seiner Behandlung der berühmten isländischen „Glima“ zwar die von ihm entdeckten schwedischen Entsprechungen (Bälgtag, byxkast) anführt, den österreichischen „Hosenlupf“ und das schweizerische „Schwingen“ jedoch übergeht. Gerade sie sind aber von großem Interesse, da sie ein dieselbe Form über das gesamte germanische Gebiet verbreitet zeigen, während man bisher darin eine isländische Besonderheit sah. Der dänische Spezialist für Kinderspiel und Reigen Tvermose Thyregod gibt eine gute Uebersicht über dieses besonders umfangreiche Gebiet. Welches Material dafür im Norden zusammengetragen wurde, läßt z. B. Finnland erkennen, dessen Aufzeichnungen an Reigen und Kinderspielen nicht weniger als 124.000 Nummern umfassen! Etwas stiefmütterlich sind die Spielgeräte der Kinder und Erwachsenen behandelt. Die Abteilung Tanz enthält sehr gute Arbeiten. Auf den 20 Seiten, welche E. Klein (Stockholm) zur Behandlung der Tanzgeschichte Schwedens zur Verfügung hat, bringt es der Verfasser fertig, nicht nur eine gute Uebersicht zu geben, sondern auch neues Material vorzubringen und älteres quellenkritisch zu durchleuchten, wodurch verschiedene bisher geltende Anschauungen revidiert werden (z. B. der Fall „Polska“). Die Darstellung beschränkt sich freilich auf die Zeit bis etwa 1600 und verfolgt nur einzelne damals schon vorhandene Tanzformen bis in neuere Zeiten. H. Grüner Nielsen (Kopenhagen) schildert die Geschichte des Tanzes in Dänemark unter Benützung der auch von mir durchgesehenen handschriftlichen Sammlungen von Hjalmar Thuren. Auch dieser interessante Abschnitt enthält viel neues Material, beschränkt sich aber gleichfalls auf die älteren Zeiten, so daß man sich in dem Gewirre der heute in Dänemark lebendigen Tanzformen — rund 600 verschiedene Volkstänze bisher aufgezeichnet! — allein zurechtfinden muß. Grüner Nielsen berichtet auch über die hochinteressanten färöischen Balladentänze und unterscheidet sich durch seine Betonung des gesamteuropäischen Charakters dieser Tanzform vorteilhaft von den übrigen nordischen Forschern, welche in ihr nur gesunkenes

französisches Kulturgut sehen. Leider ist Norwegen nicht durch einen einheimischen Forscher vertreten. Grüner Nielsens Schilderung ist daher hauptsächlich auf schriftliche Quellen angewiesen, was sich auch in der Kürze des Artikels (6 Seiten) ausdrückt. Den Abschluß bildet S. Blöndals dankenswerter Bericht über den Tanz in Island, der ja zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ausgerottet wurde und daher besonders schwierige Quellenforschungen erforderte. Eine angenehme Beigabe des Buches sind genaue Literaturübersichten und Quellennachweise. Schade nur, daß den Verfassern nicht der dreifache Raum zur Verfügung stand. Dr. R. Wolfram.

**Aus der Volksliteratur der Ostjuden.** Schwänke, Erzählungen, Sprichwörter und Rätsel. Gesammelt von Dr. Immanuel Olsvanger. 2. völlig veränderte und vermehrte Auflage, Basel. Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1931.

Das Buch bringt Schwänke, Erzählungen, Märchen und Sagen, Rätsel, Scherzfragen und Sprichwörter aus dem jüdischen Volksleben, alle in „Jiddish“, jenem noch heute von Millionen Ostjuden gebrauchten Idiom, das sich, erwachsen aus einer Mischung vom deutschen, hebräischen, slawischen und anderen Elementen zu einem reichen und lebendigen Ausdrucksmittel der jüdischen Massen entwickelt hat. Eine gedrängte Darstellung des „Jiddischen“ vermittelt zusammen mit den jedem Stück beigefügten Uebersetzungen aller dem deutschen Leser fremden Wörter die Möglichkeit eines vollen Verständnisses. Die beigefügte Einführung in das Alltags- und Festleben der Ostjuden verhilft in sehr erwünschter Art zu einer Erfassung der geistigen Atmosphäre und des Milieus. Anerkennende Besprechungen des Buches liegen unter vielen anderen von volkswissenschaftlichen Autoritäten vom Range Geheimrats Prof. Dr. Johannes Bolte (Berlin) und Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer (Basel) vor. Prof. M. Haberlandt.

**Dr. Bruno Markowski:** Die materielle Kultur des Kabulgebietes. Veröffentlichungen des Geogr. Univ.-Instituts in Königsberg, N. F. Ethnographie Nr. 2 (Leipzig 1932), 154 Seiten, XXXV Tafeln.

Nach einer anschaulichen Schilderung des zwischen unwirtliche Felsberge in Oasen eingebetteten Kabulgebietes bespricht Verfasser mit eingehendster technologischer Genauigkeit Baustoffe, Bauweise, Hauswesen, Inneneinrichtung, ferner Kleidung, Ernährung und Bodennutzung der Bevölkerung, Hausfleiß und Gewerbe, Handel und Verkehr und das häusliche Leben. Man wird ihm für solche Gewissenhaftigkeit Dank wissen, aber auch lernen, daß in der Tat ein islamisch-orientalischer Kulturkreis besteht, der erstaunlich gleichmäßig von der Adria bis zum Indus Lebenshaltung und Betriebsamkeit der Bevölkerung zivilisatorisch ausgeglichen hat. Erwähnenswert sind altartige Rundhütten der Holzfäller aus Bruchsteinen mit flachem Dach, altartiger Lehmkuppelbau, die Bewahrung rundbodiger Metallgefäße, Kerbholz der Bäcker und vollendete Bewässerungstechnik. Wann werden wir für die ebenen Gelände etwa Spaniens über gleich brauchbare Beschreibungen verfügen? A. Haberlandt.

## Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1933.

Erstattet vom Vereinspräsidenten Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt.

Noch schwerer als im Vorjahr 1932 machte sich im Berichtsjahr die allgemein lastende Krise, die wie wirtschaftlich so auch auf allen kulturellen Gebieten sich lähmend äußerte, auch unserem Verein und seinem Museum bedrohlich fühlbar. Nicht nur die neuerliche empfindliche Kürzung der finanziellen Beihilfe des Bundes (1930: S 10.680.—; 1932: S 7220.—; 1933: S 5100.—), die ohnedies nur für die Besoldung der vier für den Museumsbetrieb unbedingt notwendigen Angestellten dienen sollte, sondern die in allen Einnahmeposten unseres wissenschaftlichen und volksbildnerischen Institutes immer drückender und beängstigender werdende Einschrumpfung bedrohte 1933 von Monat zu Monat die Fortexistenz des Museums, dieses nun fast schon 40 Jahre bestehenden und großgewordenen Mittelpunktes der österreichischen Volksforschung. Nur der wachsenden Eingelebtheit des Museums in weitergezogenen Kreisen unserer Bevölkerung, besonders der um die Pflege der österreichischen Volkskunde bemühten Jugend, der Lehrerschaft und der Förderer des Heimatgedankens in der fortschaffenden Arbeit ist es zu danken, daß trotz der schwierigen Zeitverhältnisse dank äußerster Sparsamkeit in allen Belangen der Museumsbetrieb 1933 eben noch gerade aufrecht erhalten werden konnte. Die Vereins- und Museumsleitung hat dem Gedanken der Selbsthilfe mit steigender Energie getreu, nach allen gangbaren Richtungen sich bemüht, unserem Bildungsinstitut, wo doch Volkskunde und Volkskunst heute geradezu zum Schlagwort und Aushängeschild des vaterländischen Gedankens geworden ist, nur die allernotwendigsten Existenzgrundlagen aus den Mitteln der Bevölkerung selbst zu sichern. Und mit lebhafter Dankbarkeit und Genugtuung kann festgestellt werden, daß diese Bemühungen nicht ohne einen gewissen Erfolg geblieben sind, der wenigstens für die knappsten Lebensnotwendigkeiten des Institutes ausreichte. Ueber die diesbezüglichen mehrfachen Veranstaltungen und die außerordentlich rege Verwaltungstätigkeit und die Propaganda im Dienste unseres Museums für Volkskunde gibt der nachfolgende Bericht durchwegs erfreuliche Auskunft.

Der Bestand der Sammlungen des Museums konnte erfreulicherweise um 240 Stück im Berichtsjahre vermehrt werden. Ein Großteil hievon stellen Spenden dar. Als sehr ansehnliche Widmung von Textilien volkskünstlerischer Art, Trachtenbildern usw. verdient eine Spende aus dem Nachlaß des Herrn Ministerialrats Harry von Pausinger mit geziemendem Dank hervorgehoben zu werden. Außerdem sei gedankt den Spendern:

Frau Marie Hansal,  
 Dr. R. Wolfram,  
 Dr. Hautmann,  
 Gen.-Major i. P. L. Erler, Linz,  
 Obl. Flor. Stefko,  
 Frau Oberst Molnar,  
 Städt. Versorgungshaus Wien-  
 Mauerbach,  
 Richard Fischer,  
 Ob.-Landesger.-Rat Alfred Pick,  
 R. Mucnjak,  
 Nikolaus Gasteiger, Kitzbühel,  
 Dr. Georg Kotek,  
 Dozent Dr. R. Kriss,  
 Nachlaß Herm. Baumeister,  
 E. Kümel,  
 Frau H. Mottel,

Direktor Leo Reiter,  
 Frau Werzahl,  
 die Herren Zarabnicky,  
 Wolkenberg,  
 Konservator Sandor Wolf,  
 Fachlehrer L. P. Woitsch,  
 Prof. V. Höfert,  
 R. Seidel,  
 Oberstleutnantswitwe M. Bardasch,  
 Dir. K. Dorschner,  
 Ida Beyer, Oberschützen,  
 Dir. Dr. H. Erlach.  
 Schulrat R. Riedl,  
 R. Kleinwächter,  
 Zolloberamtmann Joh. Fuchs,  
 Österr. Wandervogel.

Der Besuch der Sammlungen erhielt sich ungefähr auf gleicher Höhe wie im Vorjahr. Der Ausweis verzeichnet 3709 zahlende Besucher, 289 nicht-zahlende Besucher, 2224 Schüler, 81 Klassen, ebenso fanden 16 Führungen statt.

Außerdem wurden vom Museumsdirektor öffentliche Einführungsvorträge zur Ausstellung „Volksmusik“ und der „Krippenschau“ geboten. Für die Lehrer der Wiener Volks- und Hauptschulen wurde vom Direktor ein zweistündiger Einführungsvortrag zur Erleichterung der Benützung der Museums-sammlungen vor über 300 Lehrpersonen im kleinen Festsaal der Universität Wien abgehalten. Für die Ueberlassung des Saales sei Seiner Magnifizenz dem Herrn Rektor der Universität, Prof. Dr. E. Tomek auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank gesagt. Im Anschluß daran besichtigten vier Gruppen unter Führung des Museumsdirektors und der Frau Dr. Perkmann die Sammlungen des Museums. Das Museum veranstaltete im Frühjahr eine Ausstellung „Heimatliche Volksmusik“. Mit geziemendem Dank sei der Beteiligung des Phonogrammarchivs der Akademie der Wissenschaften, des Museums der Stadt Wien, der Herren Prof. Dr. R. Much, Dr. Kotek, Klier sowie der Mitglieder der Oesterreichischen Heimatgesellschaft hiebei hervorgehoben. Die Wiener Fichtegemeinschaft verstand es mit Musik, Tanz und Lied die Ausstellung zu beleben. Im Herbst fand am 23. September ein „Heimgarten“ mit Musik und Tanz statt, an dem sich die Landsmannschaft der Oberösterreicher und die Landsmannschaft der Iglauer in Wien, die Oesterr. Heimatgesellschaft, der Verband der Arbeitertrachtenvereine, die Wiener Fichtegemeinschaft und andere Trachtengruppen in angereger Art beteiligten. Allen Mitwirkenden und Teilnehmern sei für ihre Mühewaltung und ihr Erscheinen der freundlichste Dank auch hier noch ausgedrückt. Am 7. Dezember fand am Nachmittag vor Kindern die Vorführung eines Nikolausspiels durch Mitglieder der Oesterreichischen Heimatgesellschaft und am Abend hiezuauch noch die Aufführung des Krimmier Hexenspiels im Josefssaal statt. Das Hexenspiel wurde in ausgezeich-

netter Art von den Herren Richard Eybner und Udo Weith in Szene gesetzt und von den Herren Ing. W. Bermei, R. Feichtner, R. Mucnjak, Ing. Uitz und U. Weith dargestellt. Eine glänzende gesellschaftliche Veranstaltung ging unter dem Ehrenschutz der Frau Altbundespräsidentin Emilie Hainisch, die von den Damen: Paula Duschner, Mizzi Haberlandt, Henriette Hainisch, Helene Kratochwill, Grete Pfaundler, Maria Reisch auf das dankenswerteste unterstützt wurde, am 10. Juni als Fest im Gartenhof des Arthaberhauses vor sich. Das Museum verzeichnet mit Dank die Mitwirkung von Fr. Isolde Riehl, R. Eybner, der Oesterreichischen Heimatgesellschaft, des Schuhplattlvereins, der Vereinigung der Ausseer in Wien. Die im Beisein des Herrn Altbundespräsidenten, des Schwedischen Gesandten samt Gemahlin, der Herren der Deutschen, Englischen und Tschechoslowakischen Gesandtschaft mit ihren Damen, sowie der Gattin des Schweizer Gesandten, des Kabinettsdirektors Dr. v. Löwenthal und einer zahlreichen Wiener Gesellschaft abgehaltene Veranstaltung fand den vollsten Beifall der Erschienenen und brachte dem Museum ein erhebliches Reinerträgnis. Auch die weihnachtliche Krippenschau, die mit 7. Jänner 1934 ihren Abschluß fand und wie im Vorjahr mit der mehrmalig wiederholten Vorführung des St. Pöltner Krippenspiels verbunden war, darf als ein besonderer öffentlicher Erfolg des Museums gewertet werden. Von den schönsten Krippen des Museums wurden 16 Bilder aufgenommen, die in einem Weihnachtsspiel der Oesterreichischen Wochenschau in sämtlichen Wiener Kinos zu sehen waren. Die Selenophon A. G. hat aus diesem Anlaß in dankenswertester Art eine Spende zugunsten des Museums im Betrag von 100 Schilling in Aussicht gestellt. Auswärts beteiligte sich das Museum an der Ausstellung Alt-Gmundener Majolika in Linz, hausgewerblicher Stickereien in Klagenfurt und Villach, an der Fremdenverkehrswerbung im Wiener Künstlerhaus und der Schaustellung des Alt-Wiener-Bundes: „Tisch der Heimat“ in der Wiener Messe. In besonderer Aufmachung ging die Darbietung von volkstümlicher Haus- und Werkkunst sowie von Volkstrachten auf der Ausstellung „Volkstümliches Handwerk“ des Gewerbe-förderungsdienstes der Handelskammer auf der Wiener Herbstmesse vor sich. Vom Museumsdirektor als Leiter der österreichischen Volkskunstkommission schon vor Jahren bei der Wiener Messe angeregt, zeitigte sie einen durchschlagenden Erfolg des Heimatgedankens im Aufbau neuzeitlichen volkstümlichen Schaffens. Durch Vorsprache in Innsbruck von seinem Urlaubsorte aus hat der Museumsdirektor als Leiter der Volkskunst-Kommission insbesondere auch die Mitarbeit des Tiroler Gewerbe-förderungsinstitutes der Ausstellung in entsprechendem Ausmaße gesichert. Der volkskundlichen Arbeitsgemeinschaft von Akademikern der Wiener Universität wurde, wie schon im Vorjahr, für ihre Vorträge mehrfach Gastfreundschaft geboten, ebenso der Oesterreichischen Heimatgesellschaft, in deren Rahmen der Museumsdirektor zwei Vorträge hielt. Außerhalb des Hauses wurden Vorträge mit volksbildnerischen Zwecken vom Museumsdirektor drei Radio-vorträge, von Frau Dr. Perkmann sechs Radio-Vorträge gehalten.

Dank der eifrigen und umsichtigen Leitung der Bibliotheksgeschäfte durch Frau Dr. Adelgard Perkmann hat auch unsere Fachbibliothek

wesentliche Fortschritte gemacht. Der Zuwachs betrug 75 Bände, 194 Sonderdrucke, 163 Photographien, 63 Ansichtskarten und 2 Diapositive. Die Besucherzahl der Bibliothek betrug rund 1500. Frau Dr. Perkmann entwickelte wie der Museumsdirektor eine höchst dankenswerte vielseitige Vortragstätigkeit in der Urania, im christlichen Verein junger Männer, im Verein katholischer Lehrerinnen, im American Institute of Education, bei den Guttemplern. Sie besorgte die Geschäftsführung der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität (12 Vorträge, davon 2 im Museum). Bei der Tagung des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde in Weimar im Oktober nahm Frau Dr. Perkmann gemeinschaftlich mit Prof. Dr. K. Spieß in Vertretung unserer Vereins sowie des klass.-philologischen Seminars der Wiener Universität und des Arbeitsausschusses für das Volksliedunternehmen des Bundesministeriums für Unterricht teil und hielt daselbst einen Vortrag über „Gottesdienstliche Tänze im Christentum“.

Die vielfältige zeitraubende und mühevoll inanspruchnahme der Museumsleitung und der Angestellten durch alle diese angeführten Veranstaltungen und Vorträge im Dienste des Museums kann nicht hoch genug bedankt und eingeschätzt werden. Dem Museumsdirektor stand bei allen diesen Bemühungen und Veranstaltungen mit größtem Eifer und künstlerischer Vielseitigkeit der Museumsrestaurator Robert M u c n j a k zur Seite, wie auch die übrigen Angestellten, Frl. Ida Schuster und die Herren Hans Krumhaar und Ludwig Nepras die Museumssache überall zu ihrer Sache gemacht haben. Eine Neubesetzung der Hauswartstelle erfolgte durch die Person des Herrn Photographen Hermann Lužny, der sich allsogleich mit großem Eifer seinen vielfältigen und verantwortungsvollen Obliegenheiten gewidmet hat. Der wertvollen und eifrigen Mitarbeit der jugendlichen Mitglieder der österreichischen Heimatgesellschaft, wie des Deutschen Volksgesangsvereins unter Führung der Herren Dr. G. Kotek, K. M. Klier und Direktor Raimund Z o d e r sei nochmals ausdrücklich und mit wärmstem Dank gedacht. Frl. Milly Niedenführ hat sich in künstlerischer Betätigung, sowie Herr O. Braun durch Beschriftung von Museumsgegenständen mehrfach in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

Die volkskünstlerische Betätigung der Oesterr. Heimatgesellschaft sowie anderer heimatlicher Vereinigungen wurde von Herrn R. Peschek in dankenswerter Weise durch Widmung eines Podiums für den Vortragsraum unterstützt, deren Lichtanlage von Herrn F. Mucnjak kostenlos bereitgestellt wurde. Besten Dank auch an Frau A. Langer für die Trachtenkonservierung.

Unser wissenschaftliches Vereinsorgan, die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, welche sich wie in den Vorjahren (die Honorierung der Redaktion durch das Bundesministerium für Unterricht entfiel heuer leider), durch sich selbst erhalten konnte, brachte in ihrem 38. Jahrgang wieder eine größere Zahl wertvoller Beiträge zur österreichischen und allgemeinen Volkskunde von Dr. Oswin Moro, Maria Lang-Reitstätter, Arthur Haberlandt, Carl Sebestyén, Leopold Schmidt, Richard Wolfram, Franz Schmutz-Höbarten und Karl Paganini nebst 42 Buchbesprechungen, auf Grund welche letzterer 75 Werke im Gesamtwert von rund S 500.— zuge wachsen sind. Von den älteren Beständen wurden an ältere und neuere Mit-

glieder, Buchhandlungen, Bibliotheken und Fachvereine wie in den Vorjahren eine namhafte Partie im Verkaufswert von S 771.15 abgesetzt. Der Tauschverkehr mit in- und ausländischen Fachzeitschriften und Instituten hielt sich auf der Höhe des Vorjahres mit 102 Nummern; die Gesamtzahl der in unserer Fachbibliothek aufliegenden Zeitschriften beträgt 105 Nummern; wir halten damit die größte und vollständigste Sammlung volkskundlicher Fachzeitschriften in Oesterreich zur Verfügung der volkskundlichen Fachkreise. Der Zuwachs an Beziehern unserer Zeitschrift betrug 12, der übrigen Mitglieder 28.

Unser finanzieller Bericht muß leider, wie im Vorjahre, eine bedeutende Verminderung der Einnahmen im Vereins- wie im Museumshaushalt, zum größten Teil durch die mehr als 50 % betragende Kürzung des Bundesbeitrages verursacht, feststellen. Dank äußerster Sparsamkeit in allen Belangen kommen wir mit einem knappen Kassarest zur Ermöglichung der Gebarung in den ersten zwei Monaten 1934 in das neue Haushaltsjahr hinüber. Die Vereins- und Museumsleitung spricht dem Bundesministerium für Unterricht, der Gemeindevertretung der Stadt Wien, der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie für die einsichtsvoll gewährten Subventionen den geziemenden Dank aus; ebenso danken wir der Kammer für Arbeiter und Angestellte und den privaten Spendern Altbundespräsident Michael Hainisch, Dr. Philipp Gomperz, Kommerzialrat Oskar Trebitsch, den Vereinigten Brauereien Wiens, den Firmen Herzmannsky, Gerngroß, „Pago“ und Herrn R. Eybner für ihre gütigen Widmungen, sowie der gesamten verehrlichen Familie Hainisch aus Anlaß des von ihr veranstalteten Gartenfestes.

Die Zusammensetzung des Museums-Ausschusses verblieb die gleiche. Der bewährte Freund und Gönner des Museums Kammerrat Hermann Kandler wurde in der Jahresversammlung zum Vizepräsidenten des Vereines, die Herren Direktor Hermann Reuther und Univ.-Professor Dr. Hugo Hassinger zu Ausschußräten neu gewählt. Herrn Hofrat Prof. Dr. A. Dopsch wurde die Ehrenmitgliedschaft des Vereines verliehen.

Mit lebhaftem Bedauern verzeichnen wir das Ableben unseres Ehrenmitgliedes Prof. Dr. Georg Polivka in Prag, sowie der korrespondierenden Mitglieder Hofrat Direktor Julius Leisching in Salzburg, Dr. Franz Freiherr von Nopcsa, Wien, Dr. Ludwig Rütimeyer in Basel. Wir werden diesen viel verdienten Forschern und Freunden unserer Gesellschaft das ehrenvollste Andenken bewahren.

Indem die Vereins- und Museumsleitung die Bitte und Hoffnung ausspricht, daß die im Museumsausschuß vertretenen öffentlichen Stellen unserem Institute ihre maßgebende Unterstützung in steigender Fürsorge zuteil werden lassen, appellieren wir desgleichen an alle bewährten Freunde und Mitglieder, sowie an die gesamte Oeffentlichkeit, unseren wissenschaftlich-vaterländischen Arbeiten und Bestrebungen nach wie vor nach Möglichkeit ihre so notwendige und willkommene Unterstützung zu leihen. Wir werden unserer Arbeit mit eifrigster Werktreue und allen Kräften wie bisher nachzukommen trachten.

# Rechnungsabschluß des Vereines

## Einnahmen

für das

	Schilling
Kassasaldo ex 1932 . . . . .	2.107.73
<b>Verein:</b>	
Mitglieder- und Bezugsbeiträge . . . . . S	1614.99
Verkauf von älteren Jahrgängen der Zeitschrift, Ergänzungsbänden, Sonderabdrucke . . . . .	771.15
Verkauf von Exemplaren der „Einführung in die Volkskunde“ . . . . .	43.10
Spende des Herrn R. Eybner . . . . .	50.—
Fördererbeitrag der Firma „Pago“ . . . . .	50.—
Portorefundierung . . . . .	1.—
	2.530.24
<b>Museum:</b>	
Subvention des Bundesministeriums f. Unterr. S	5167.85
Refundierung der Telephonkosten durch das Bundesminist. f. Unterricht (2. Halbj. 1932) . . . . .	132.15
Subvention der Stadt Wien . . . . .	4000.—
Subvention der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie . . . . .	3000.—
Subvention d. Kammer für Arbeiter u. Angest. . . . .	300.—
Spende von Dr. M. Hainisch . . . . .	50.—
Spende der Vereinigten Brauereien . . . . .	100.—
Spende des Kommerzialrates O. Trebitsch . . . . .	100.—
Spende des Herrn Dr. Gomperz anlässlich des Gartenfestes am 10. Juni . . . . .	100.—
Spende des Herrn Marshall . . . . .	20.—
Spende der Firma Gebrüd. Gutmann . . . . .	30.—
Spende der Firma Gerngroß . . . . .	25.—
Spende der Firma Herzmansky . . . . .	25.—
Spende des Vereins der Salzkammergutler . . . . .	15.—
Erträgnis des Gartenfestes am 10. Juni (Einschließlich der Spenden von Frau Bundespräsidentin L. Miklas und Frau Minister Jäger) . . . . .	795.94
Eingang des Heimgartens am 23. Sept. . . . .	239.80
Eingang des Nikolausspieles am 7. Dez. . . . .	62.90
Eingang des Hexenspieles am 7. Dez. . . . .	335.50
Eintrittsgelder und Verkauf des Führers . . . . .	1992.92
Leihgebühren für Verfilmung usw. . . . .	1149.50
Verkauf von Photos . . . . .	97.50
Führungspauschalien . . . . .	85.—
Krankenkassabeiträge des Personals . . . . .	870.25
Einkommensteuerbeiträge des Personals . . . . .	54.20
Zinsen . . . . .	60.11
Sonstige kleine Einnahmen . . . . .	50.21
	18.858.83
Summe der Einnahmen . . . . .	23.496.80
(einschließlich Kassarest ex 1932)	

Geprüft und in

**Ministerialrat Karl Gerstner**

als Rechnungsprüfer.

# und Museums für Volkskunde

Jahr 1933.

## Ausgaben

	Schilling
<b>Verein:</b>	
Drucklegung des 38. Jahrganges der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, des Jahresberichtes und der Sonderdrucke . . . . S	1870.75
für Klischees . . . . .	50.04
Besprechungshonorare . . . . .	71.—
Versendung der Zeitschrift und Porti . . . . .	89.20
Kanzlei und Drucksorten . . . . .	51.41
Rückkauf von Ergänzungsbänden . . . . .	13.11
	2,145 51
<b>Museum:</b>	
Gehalte und Löhne . . . . . S	9165.35
Krankenkasse . . . . .	1483.75
Stempelabzüge . . . . .	55.—
Kanzleierfordernisse . . . . .	95.23
Porti, Zustellgebühren . . . . .	348.18
Transporte . . . . .	43.—
Telephon . . . . .	519.—
Fahrten . . . . .	155.48
Ankäufe für die Sammlung . . . . .	140.70
Restaurierung der Sammlungen . . . . .	174.18
Bibliothek . . . . .	214.73
Anschaffungen und Installation . . . . .	488.14
Mietzins, Wohnbausteuer, Zins Groschensteuer, Betriebskosten des Museumsgebäudes . . . . .	3915.87
Beheizung . . . . .	819.27
Beleuchtung . . . . .	211.26
Reinigungsarbeiten . . . . .	536.76
Bewachungsdienst . . . . .	138.50
Führungskosten . . . . .	160.—
Einkommensteuer des Personals . . . . .	54.34
Kosten des Heimgartens . . . . .	195.73
Kosten des Nikolausspiels . . . . .	43.05
Kosten des Hexenspiels . . . . .	166.65
Kosten des Krippenspiels 1932 (Restzahlung) . . . . .	106.07
Kosten der Krippenausstellung . . . . .	219.17
	19.409.41
<hr/>	
Summe der Ausgaben . . . . .	21.554.92
Kassarest . . . . .	1.941.88

Ordnung befunden:

**Prof. Dr. Robert Heine-Geldern**

als Rechnungsprüfer.

### Die Vereinsleitung im Jahre 1933.

Präsident: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Vizepräsidenten: Sektionschef a. D. Dr. Arthur Breycha, Präsident Nationalrat Otto Glöckel, Kammerrat Hermann Kandl, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Oberhummer.

Generalsekretär: Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Generalsekretär-Stellvertr.: Univ.-Prof. Dr. Josef Weninger  
Kassier: Prof. Dr. Heinrich Jungwirth.

Ausschubräte: Hofrat Dr. Karl Giannoni, Lehrer Karl M. Klier, Dr. Georg Kotek, Univ.-Prof. Dr. Georg Kyrle, Dr. Franz Ottmann, Dr. Adelgard Perkmann, Univ.-Prof. Dr. Ludwig Radermacher, Hofrat Prof. Dr. G. Schlesinger, Prof. Dr. Karl Spieß, Konservator Sandor Wolf, Oberlehrer Raimund Zoder, Dr. Karl Lugmayr, Direktor Hermann Reuther, Univ.-Prof. Dr. H. Hassinger.

Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht: Sektionsrat Dr. Hohenauer, Präsident Dr. F. Schubert-Soldern.

Vertreter der Stadt Wien: Präsident des Stadtschulrates Nationalrat Otto Glöckel, Gymnasialdirektor Dr. E. Zellweker.

### EHRENMITGLIEDER.

Dr. J. Bolte, Berlin (1920).	Karl (Freiherr von) Rumerskirch (1914).
† Dr. G. Polivka, Prag (1920).	Dr. Eugen Oberhummer (1929).
Josef Blau, Freihöls (1920).	Dr. Michael Hainisch (1929).
Dr. M. Haberlandt (1920).	Dr. Paul Kretschmer (1930).
Dr. Ed. Hoffmann-Krayer, Basel (1920).	Dr. Josef Strzygowski (1930).
Dr. Max Hussarek-Heinlein (1912).	Oskar Seyffart, Dresden (1932).
(Gräfin) Nandine Berchtold, Buchlau (1914)	Dr. A. Dopsch (1933).

### KORRESPONDIERENDE MITGLIEDER.

Schulrat Karl Adrian, Salzburg.	Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok, Innsbruck.
Notar Dr. Eugen Frischauf, Eggenburg.	† Univ.-Prof. Dr. L. Rütimeyer, Basel.
Museumsvorstand Dr. K. Brunner, Berlin.	Univ.-Prof. Adam Wrede, Köln.
Museumsvorst. Prof. Dr. V. Geramb, Graz.	Direktor Fr. Pospíšil, Brünn.
Dr. G. Graber, Klagenfurt.	Hofrat Ferd. Raunegger, Klagenfurt.
Univ.-Prof. Dr. N. Krebs, Berlin.	Prof. Dr. G. Jungbauer, Prag.
Univ.-Prof. Dr. O. Lauffer, Hamburg.	Prof. Dr. E. Schneeweiss, Prag.
† Dir. Hofrat Julius Leisching, Salzburg.	Dr. H. Bächtold-Stäubli, Basel.
Prof. Josef Tvrdy, Wischau.	Prof. Dr. A. Byhan, Hamburg.
Univ.-Prof. Dr. M. Murko, Prag.	Prof. Dr. H. Naumann, Frankfurt a. M.
† Dr. Franz Baron Nopcsa, Budapest.	Direktor Sigurd Erixon, Stockholm.
Univ.-Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.	Direktor Dr. J. Manninen, Helsingfors.
Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.	Prof. Dr. Paul Sartori, Dortmund.
Dr. Zeno Kuziela, Berlin.	Prof. Dr. D. Selenin, Leningrad.
Univ.-Prof. Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck,	Prof. Dr. Theodor Siebs, Breslau. Direktor Vladimir Tkaličić, Zagreb.

## **Professor John Meier.**

Zum 70. Geburtstag am 16. Juni 1934.

Der langjährige geistige Führer des Verbandes der deutschen Volkskundevereine, Prof. Dr. John Meier in Freiburg i. B., feiert am 16. Juni d. J. seinen 70. Geburtstag. In Dankbarkeit und Verehrung begehen alle volkskundlichen und deutschkundlichen Kreise in Deutschland und Österreich diesen festlichen Gedenktag des Bahnbrechers der deutschen Volkskunde, dessen reiche und fruchtbare Lebensarbeit ihm einen dauernden Ehrenplatz in unserer Wissenschaft sichert. Die deutsche Volksliedforschung hat in ihm einen vielseitig grundlegenden Bearbeiter gefunden und insbesondere seine organisatorische Tätigkeit auf diesem Gebiete ist für den weiteren Ausbau der Forschungsrichtung gebend geworden. Außer der Betreuung des Volksliederarchivs in Freiburg i. B. hat er auch die wissenschaftliche Leitung des Atlas der deutschen Volkskunde in Händen. Sein Buch: „Deutsche Volkskunde insbesondere zum Gebrauch der Volksschullehrer“ hat den Gedanken und die Pflege der Volkskunde in weiten Kreisen der Volkserzieher zur Geltung gebracht. Unser Wiener Verein für Volkskunde hat den Jubilar durch seine Erwählung zum Ehrenmitglied mit zu feiern gestrebt. Mögen ihm noch viele Jahre fruchtbarer Tätigkeit im Dienste der deutschen Volkskunde beschieden sein.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

## Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

### Der „Hüttenberger Reifanz“.

Von Ing. Franz Kirnbauer, Schwertberg.

(Mit 7 Abbildungen und 3 Notenbeispielen.)

Weltabgeschieden, vereinsamt und träumerisch eingebettet in die grünen Schluchten des Görttschitztales liegt der kärntnerische Marktflücken Hüttenberg, am Fuße des altberühmten Knappenberges, dessen Eisenerze schon zur Römerzeit bekannt waren und das ob seiner Güte weithin bekannte und geschätzte „norische Eisen“ lieferten. Durch Jahrhunderte hindurch führten nun hier Bergleute in gefahrvoller Arbeit Schlägel und Eisen, förderten Erz aus den Gruben zu Tage und schmolzen es zugute. Erst unseren Tagen blieb es vorbehalten, dieser Entwicklung mit jähem Griff Einhalt zu gebieten und bergmännisches Leben in wirtschaftlichem und kulturellem Sinne zu unterbinden. Seit 1. Juni 1932 nämlich ruht der Bergbau- und Hüttenbetrieb am Knappenberge infolge der allgemeinen Wirtschaftskrise vollständig und fanden somit Jahrhunderte alter Fleiß und Jahrhunderte alte bergmännische Tradition ein vorläufiges unfreiwilliges Ende.

Die folgenden Zeilen seien nun der Erinnerung an den „Hüttenberger Reifanz“, einer volkskundlich und bergmännisch höchst beachtenswerten und wertvollen alten Sitte, gewidmet, der bei normalen Wirtschafts- und Betriebsverhältnissen am Hüttenberger Erzberg seit langer Zeit im allgemeinen alle 3 Jahre am Dreifaltigkeitssonntage aufgeführt wurde. Die letzten Male war dies vor dem Kriege im Jahre 1914, nach dem Kriege in den Jahren 1924, 1927 und 1930. Auch im vergangenen Jahre hätte am Sonntage nach Pfingsten das Fest wieder stattfinden sollen, infolge Stilllegung der Grube auf unbestimmte Zeit ist aber an eine Aufführung des Reifanzes leider nicht sobald oder nie mehr zu denken.

An geschichtlichen Daten wissen wir über den Hüttenberger Reifanz nicht besonders viel, nur die Tatsache, daß er auf ein sehr hohes Alter zurückgeht. Denn unter die Privilegien, die zuerst Kaiser Maximilian I. 1494 bestätigte und die dann später von Karl VI. und seiner Tochter Maria Theresia wieder anerkannt wurden, fällt auch die Berechtigung zur Abhaltung des Reifanzfestes in Hüttenberg. Dieses, auch „Lauhüttenfest“ genannt, wurde, wie erwähnt, alle drei Jahre am Dreifaltigkeitssonntage abgehalten, doch fanden in früherer Zeit außerdem auch jährliche Knappenauzüge am Fronleichnamstage statt, wie uns solche Aufzüge und Bergparaden auch aus Eisenerz und dem böhmisch-sächsischen Erzgebirge, ins-

besonders aus Freiberg, bekannt sind. „Fünftens werden denen Knappen die Aufzüge zu gewöhnlichen Zeiten mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, alt herhabendem Gebrauch nach noch forthin verwilliget und zugelassen“, lautet ein Punkt im „Knappen Freiheitsbrief, Bestätigung von Kaiserin Maria Theresia dto. 23. Juny 1742“, mit dem die Kaiserin die Rechte und Privilegien der Hüttenberger Bergknappen, die sie seit Jahrhunderten besaßen, von neuem bestätigte. Der Freiheitsbrief selbst scheint anlässlich eines Brandes des Berggerichts, das sich bis 1803 in Hüttenberg befand, im vorvorigen Jahrhundert vernichtet worden zu sein.

Den Auftakt für den Reiftanz bildet stets die noch in die Faschingszeit fallende Generalversammlung der Reiftänzer, der sogenannte „Bretzenball“. Unter Vorsitz des „Lumperbuttenausschusses“ kommen alle, die dazu gehören, zusammen, — einmal die Reiftänzer selbst, dann die Vertreter des Werkes und der Belegschaft, aber auch die Vertreter der verschiedenen geselligen Vereinigungen von Knappenberg, — um die Durchführung des Reiftanzes zu beratschlagen und vorzubereiten. Der Ausdruck „Lumperbutten“ bedeutet soviel wie gemeinsame Reiftänzer-Kasse, deren Inhalt noch vom letzten „Pritschmontag“ her stammt, gestärkt durch eine kleine jährliche Abgabe der Arbeiter des Werkes, und dient zur Unterstützung und Ausgabe von Darlehen an bedürftige Werksangehörige. Den auf den Dreifaltigkeitssonntag fallenden Reiftanz, das schönste Fest der Hüttenberger Knappschaft, kann man bis zum Jahre 1604 übrigens auf Grund eines Prunkgegenstandes zurückverfolgen.

In diesem Jahre nämlich verehrte der Gewerke Karl Vellner der Knappschaft einen kunstvoll gearbeiteten goldenen Becher mit der Bestimmung, daß aus ihm beim Laubhüttenfeste auf das Wohl des Landesregenten, der Gewerke und der Knappschaft getrunken werde. Im Jahre 1762 fügte dann der Hefter Gewerke Edler von Kellerstein noch eine prachtvoll gearbeitete vergoldete Kanne hinzu, aus der während des Festes stets fröhlich kreisende Becher gefüllt werden sollten. Becher und Kanne (Abb. 1) stellen zwei ganz hervorragend wertvolle bergmännische Prunkstücke dar, insbesondere vom Gesichtspunkte bergmännischer Kultur- und Kunstgeschichte aus betrachtet. Der aus getriebenem Golde verfertigte Vellnerische Trinkbecher weist auf seinem Deckel eine zierliche Ritterfigur in stehender Haltung auf; die in Silber getriebene, schwer vergoldete Kellersteinsche Weinkanne trägt auf dem Deckel ein in Haltung und Gebärde wunderbar innig ansprechendes Standbild der Heiligen Barbara, Kelch und Schwert in Händen haltend, der Schutzfrau der Bergleute. Beide Prunkgefäße dienen auch bis jetzt noch bei jedem in dreijähriger Wiederkehr stattfindenden Feste ihrer Bestimmung, zwischen Knappschaft und deren Gästen kredenzt zu werden, so zuletzt beim Reiftanz des Jahres 1930. Leider wurden beide Prachtgefäße anlässlich eines Kasseneinbruches bei der Bergverwaltung Hüttenberg — Heft der Oesterreichisch-Alpinen Montangesell-

schaft in der Nacht vom 15. auf den 16. August 1930 außer 40.000 S an Lohngeldern durch unbekannte Täter gestohlen. Die Knappschaft trauert ihrem historischen Goldschatz nach, denn nur der aus dem Jahre 1604 stammende Bergmannsbecher wurde im vergangenen Jahre bei Guttaring unweit Hüttenberg vergraben wiedergefunden. Die wertvolle goldene Weinkanne dagegen blieb bis jetzt verschollen.



Abb. 1. Die beiden Hüttenberger bergmännischen Prunkgefäße: der goldene Becher und die goldene Kanne.

Der historisch verbürgte Verlauf des Hüttenberger Reifanzfestes ist nun etwa folgender: Im festlich geschmückten Orte ist am Oberen Platz die „Laubhütte“ errichtet worden. Kein Fenster Hüttenbergs, das nicht mit Gewinden aus Efeu oder Reisig mit eingesteckten farbigen Blumen, kein Haus, das nicht mit Fahnen und kein größeres Tor, kein Straßeneingang, der nicht mit einer Ehrenpforte geziert wäre. Ueberall ist das bergmännische Wappen „Schlägel und Eisen“ und der Bergmannsgruß „Glück auf!“ zu sehen. Alle Menschen in festlicher Stimmung, die meisten Bergleute in schwarzer Bergmannstracht, Kalpaks mit farbigen Federbüschen oder schwarze einfache Schachtmützen auf dem Kopf; zahlreiche Festgäste aus nah und fern haben sich eingefunden. — Die Proben zum Reifanz finden nicht etwa im Orte Hüttenberg statt, sondern hoch oben auf einem freien Anger

des Knappenberges in 1200 m Seehöhe; vor dem gemauerten Stollenhaus des Mundloches des alten *Wilhelmsstollens* ist die historische freie Waldwiese gelegen, auf die kein Gehölz gepflanzt werden darf, weil dort die Bergleute von jeher den Reifanz proben.

Kurz nach Mittag treten nun die Züge der nach den einzelnen Revieren geordneten Knappschaften, angetan mit der schmucken Bergmannsuniform mit wehendem Federbusch am Kalpak (Schachthut), an verschiedenen Orten zusammen. Die Tracht der Bergleute ist gemeinsam schwarz; nur an der Farbe der Aufschläge am Bergkittel und der Farbe der Federbüsche werden die einzelnen Bergreviere unterschieden; so haben die Hefter Bergleute rote, die Löllinger grüne Aufschläge und Federn, die gräflich Egger-Treibach'schen blaue Aufschläge an den Kitteln und weißblaue Federbüsche auf den Kalpaks. Hutleute und Obersteiger haben Schärpen um den Oberkörper und weiße Federbüsche auf den Kalpaks. Jedem Zug wird eine große Knappschaftsfahne vorgetragen. Blähhäusler und Röster in alter Tracht in weißen Kitteln und ebensolchen Kapuzen oder dunklen Hüten, ihr Gezähe, Eisenstangen und Hochofengeräte mit sich tragend, nehmen ebenfalls am Zuge teil. Von den Hutleuten angeführt, sammeln sich nun die Gruppen unter dem Spiel der Trommler und Pfeifer oder jetzt der Bergmusikapelle zu einem mächtigen Zuge, der, altem Brauch gemäß, den vom Bergrichte bestimmten Bergkommissär (jetzt meist den Berghauptmann von Klagenfurt oder den Bürgermeister des Orts) und die erwählte Reifänzerbraut sowie alle Festgäste und Beamten des Werkes abholt. Vor dem Zuge marschieren unter Vorantritt der Bergmusik und zweier Narren die vierundzwanzig Reifänzer. Der Oberfähnrich hat den Hut des Kommissärs mit einem Strauß Blumen geziert und ihm einen Stock mit silbernem Knopf als Zeichen seiner Würde übergeben. Mit dem Bergkommissär und der Tanzjungfrau marschiert nun der Zug zum „Unteren Platz“, wo das sogenannte „Radschlagen“ stattfindet. Es ist dies ein symbolischer schneckenförmiger Aufzug aller Bergmannstracht tragenden Bergleute in Zweierreihen unter Vorantritt des Fahnenjunkers, der die weiße Bruderschaftsfahne im Kreise über die Marschierenden schwingt. Dieser Aufmarsch galt in früherer Zeit als *Gelöbnis*, sich gegenseitig zu unterstützen und einzutreten einer für alle, alle für einen,

und für einander einstehen zu wollen mit Gut und Blut zur Wahrung der Rechte und Freiheiten des Bergmannstandes. Den Bergleuten von heute aber bedeuten die feierlich schwingenden Kreise der Bruderschaftsfahne ober den Häuptern der marschierenden Knappen das feste Bewußtsein, daß ein Bergmann in Not und Gefahr in seinem Berufe nie allein dasteht, sondern daß einer für alle, alle für einen eintreten mit Gut und Blut. Dieser feierliche Zug des „Rad-schlagens“ oder „Radmachens“ ist eines der schönsten Bilder des Hüttenberger Knappenfestes.

Im Gegenzug wickelt sich nun die ganze Figur wieder auf und es wird dann zu der am „Oberen Platz“ errichteten „Laubhütte“ marschiert. Dort teilen sich die Uniformierten zum sogenannten „Spalier“, den Platz rechts und links einsäumend, während die Reiftänzer in der Mitte einmarschieren und sich der Bergkommissär und die Festgäste in die „Laubhütte“ begeben. Es ist dies eine aus Laub und Reisig hergestellte achteckige Hütte, zu welcher in früheren Zeiten der Marktrichter von Hüttenberg das nötige Holz, 9 Säulen und 24 Stangen, Laub und Reisig, durch seine Amtleute unentgeltlich stellen mußte, dafür aber am Festsonntage von den Knappen einen Blumenkranz an sein Haustor geheftet bekam und außerdem noch ein Fäßchen Wein erhielt. Diese Servitute sind zum Teil heute noch erhalten und erstrecken sich auf die umliegenden Bauerngehöfte.

In früherer Zeit verlas sodann der Oberfähnrich die Freiheiten und Privilegien der Knappschaft, ergriff den vom Gewerken Karl Vellner eigens zu diesem Zwecke gestifteten Pokal und trank auf das Wohl der Knappschaft. In der Jetztzeit trinkt, der alten Ueberlieferung gemäß, ebenfalls der Oberfähnrich als erster auf das Wohl der Knappschaft und begrüßt dann mit dem goldenen Becher, dem Wahrzeichen des Reiftanzfestes, die Festgäste. Der Bergdirektor erwidert und trinkt gleichfalls auf das Wohl der Knappschaft. Meist folgen dann noch Begrüßungsansprachen des anwesenden Berghauptmannes, des Vertreters der Generaldirektion der Oesterreichisch-Alpinen Montangesellschaft, Wien, der Besitzerin des Hüttenberger Erzberges, und des Bergkommissärs, die alle der Freude über das Fortleben der alten schönen Bergmannssitte Ausdruck geben und der einträchtigen Zusammenarbeit zwischen Werk und Arbeiterschaft ein kräftiges „Glück auf!“ bringen.

Nun treten die Reiftänzer zum Tanze an, von Hans Obermolar, dem Pritschenträger, mit althergebrachten Worten hiezu aufgerufen. 24 Knappen in schmucker Reiftänzertracht — schwarzer Bergkittel und Schachtmütze — halten mit Liebe ihre haselhölzernen, mit Buchsbaum- und Preiselbeergrün umwundenen

und mit weißen und roten Blumen und bunten Bändern geschmückten Reifen in Händen. Als Spaßmacher und Schalksnarren sind „Hans Obermoar“, der Anführer, in großer Phantasieuniform und einem Dreispitz am Kopfe, und „Schwoafträger“ in einem bunten Lappengewande tätig (Abb. 2); diese beiden geben den feierlichen und ernsten Figuren des Reiftanzes fröhlichen Beginn und lustiges Ende.



Abb. 2. Die Hauptpersonen des Reiftanzes (von rechts nach links): Hans Obermoar, Fahenschwinger, Oberfähnrich, Vortänzer, Schwoafträger.

Der erste Teil des Reiftanzes wird nach einer alten, sich 108 mal wiederholenden Pfeifer- und Trommlerweise im Polka takt getanzt. Der zweite und interessanteste Teil des Reiftanzes wird im Walzerschritt getanzt und bringt schwierige, reizvolle Windungen und Figuren, den „Stollenbau“ und andere mehr; nun schließt sich das Ganze immer enger, ein Reifen nach dem anderen wird, in der Gesamtheit eine Kuppel bildend, übereinandergelegt und das sogenannte „Grubenhäus“ oder „Häusl“, eine baldachinartige Figur, geschaffen; und immer rascher werden die Takte der Musik, immer mehr Reifen

bilden eine Halbkugel, bis endlich auch der Schwoafträger, entsprechend angefeuert vom Hans Obermoar, seinen Platz gefunden hat. In die nun folgende feierliche Stille erklingen die ergreifenden Weisen des schönen Bergmannschores „Tief in der Erde Schoß“, von den Reiftänzern gesungen. Es ist dies die ergreifendste Szene des ganzen Hüttenberger Reiftanzes.

Aus dieser Figur allein ist zu ersehen, welche hohe Auffassung die Alten von ihrem Berufe hatten, wie sie ihren Stand ehrten durch Festhalten ihrer Berufsideale im Knappenreigen.

Hans Obermoar, der unter der Kuppel stand, tritt nun wieder heraus und verkündet mit altüberlieferten Worten den Beginn des letzten, dritten Teiles, auch „Scheertanz“ genannt; dieser ist sehr kurz und wird nach einer Polka francaise zur ursprünglichen Aufstellung, zwei sich gegenüberstehenden Stirnreihen, zurückgetanzt. Während dieses dritten Teiles wird nun von den beiden Spaßmachern, Hans Obermoar und Schwoafträger, zur größten Heiterkeit der Zuschauer, das ebenfalls historische Zahnziehen und Rasieren mit übergroßen Instrumenten ausgeführt. Unter den ulkigsten Verrenkungen und Bewegungen mit der berühmten Pritsche als Zange wird ein „überdimensionierter Zahn gezogen“; das Endergebnis ist das Auseinanderfallen der beiden Spaßmacher, wobei die Klatsche des Obermoar dem armen Schwoafträger rasch wieder auf die Beine hilft.

Nach dem Reiftanz begann nun der Tanz in der Laubhütte. Jeder eingeladene Gast, u. zw. der Reihenfolge nach der Gerichtskommissär, dann der Bergrichter, die Gewerken, geladene Gäste, Beamte, hatten einmal mit der Tanzjungfrau in der Laubhütte herum zu tanzen. Hiemit war das Laubhüttenfest beendet und der Berggerichtskommissär und die Tanzjungfrau wurden in feierlichem Zuge nachhause geleitet. Nun gingen die Knappen auseinander und gaben sich der Lust und Fröhlichkeit hin.

Der darauffolgende Montag, der eigentliche Ruhetag der Knappschaft, ist seit altersher der Belegschaft frei gegeben. An diesem Tage beginnt das Pritschen; jedermann, der an diesem Montage ohne Bergleder in Hüttenberg angetroffen wird, wird zur Laubhütte gebracht, dort auf eine Bank gelegt und erhält mit einer Pritsche drei Streiche. Außerdem muß er sich mit einigen Flaschen Wein oder Geld loskaufen. Hans

Obermoar und Schwoafträger sind die Obermacher und Herren dieses großen Pritschmontages.

Schon in den frühesten Morgenstunden des Pritschtages, als der Markt Hüttenberg noch sanft schlummert und sich von den Anstrengungen des Vortages zu erholen trachtet, sieht man da und dort bereits durch die stillen Gassen die unermüdlichen Reiftänzer, den gebundenen Reif über der Schulter, zur Laubhütte eilen, von denen so mancher die Nacht gründlich fröhlich verbracht hat. Die Bergmusik hat vor der Laubhütte ihren Platz eingenommen, Hans Obermoar und Schwoafträger richten die berühmte Pritschbank und ihre sonstigen Handwerkzeuge her. Nach alter Ueberlieferung muß der Oberfähnrich immer als erster gepritscht werden. Natürlich werden durch die Musik die Bürger Hüttenbergs aus ihren Häusern gelockt und im Nu füllt sich der Marktplatz mit Leuten, die sich das Pritschen nicht entgehen lassen wollen. Nun machen sich die Vortänzer mit drei alten Reiftänzern auf den Weg, um den Bergdirektor und dessen Gäste zu „holen“; und so wie diese, sind auch alle übrigen Reiftänzer und viele Bergleute in Tracht bereits auf der „Tour“. In früherer Zeit war es verbrieftes Recht der Knappenschaft, ihre Vorgesetzten und alle ohne Bergleder Angetroffenen auf einem Karren zum Pritschen herbei zu führen. Heute ist die Form des Herbeischleppens gewiß milder. Alle werden nun der Reihe nach, Herren oder Damen, auf die „Pritschbank“ gelegt und mit der Pritsche feierlich und zur Freude aller Umstehenden gepritscht und nachher „abgewischt“. (Abb. 3.)



Abb. 3. Auf der „Pritschbank“: schwere Arbeit des Hans Obermoar und Schwoafträgers am „Pritschmontag“.

Nach glücklich überstandener Behandlung treten alle in die Laubhütte und stärken sich durch einen Trunk goldenen Weins aus dem goldenen Becher. Das Pritschen dauert den ganzen Tag über an und erst die hereinbrechende Nacht bereitet dem fröhlichen Treiben der Bergleute ein ebenso fröhliches Ende.

Damit endet das Fest. Sein Verlauf ist heute fast noch genau so wie der hier beschriebene und uns historisch gesicherte Verlauf. Gegenüber früheren Zeiten tritt nur an Stelle des alten Bergkommissärs der Vorstand der Berghauptmannschaft oder der Bürgermeister von Hüttenberg, statt der Gewerken und Ehrengäste steht beim Radschlagen in der Mitte jetzt nur der Fahنشwinger allein, statt des Loskaufens durch Wein am Pritschmontag wird jetzt Geld für die „Lumperbutten“, die Reiftänzerkassa, gegeben; sonst ist so ziemlich alles beim Gleichen geblieben wie in den vergangenen Jahrhunderten. —

Ueber den Gang des Hüttenberger Reiftanzes ist nichts Schriftliches vorhanden, sondern die einzelnen Figuren, über 20 — denn der Tanz dauert mehr als eine Stunde — wurden von den jeweiligen Vortänzern durch Einübung von einem zum andern übergeben. Im folgenden sei daher eine genaue Beschreibung des Hüttenberger Reiftanzes, wie er gegenwärtig aufgeführt wird, gegeben. Das Studium desselben war dem Verfasser nur möglich durch das ganz besondere Entgegenkommen der Herren Zentralinspektor Oberbergrat Ing. R. Pohl, Wien, und Bergingenieur A. Mann, Köflach, wofür letzterer als „Oberfähnrich“ die beiden letzten Reiftanzaufführungen in den Jahren 1927 und 1930 leitete und an deren Aufzeichnung verdienstvollst mitwirkte, wofür auch an dieser Stelle nochmals beiden Herren sowie der Generaldirektion der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft, Wien, für die liebenswürdige Ueberlassung sämtlicher Klischees zu dieser Arbeit der verbindlichste Dank ausgesprochen sei.

Die ausführenden Personen des Hüttenberger Reiftanzes sind: 24 Reiftänzer (Bergknappen) in schwarzer Bergmannstracht (Bergkittel, schwarze Hose und Schachtmütze) und 2 groteske Schalksnarren, „Hans Obermoar“ und der „Schwoafträger“. Die geschmückten Reifen wie oben beschrieben.

Der Hüttenberger Reiftanz besteht:

A) aus dem auf dem Unteren Platz Hüttenbergs aufgeführten „Radschlagen“ oder „Radmachen“ und

B) dem auf dem Oberen Platz vor der Laubhütte aufgeführten „Reiftanz“. Dieser wiederum besteht aus drei Hauptteilen, die folgende Bezeichnungen seit altersher tragen:

- I. Hauptteil: Polka oder eigentlicher Reiftanz,
- II. Hauptteil: Walzer,
- III. Hauptteil: Scheertanz.

## A) Radschlagen:

Musik: ein beliebiger Marsch. Schneckenförmiger Aufmarsch in Zweierreihen aller uniformierten Bergleute unter Vorantritt der Reiftänzer um den in der Platzmitte stehenden und die Bruderschaftsfahne in Kreise schwingenden Fahnenjunker. Reiftänzer halten die Reifen hoch. Schnecke groß eindrehen und im Gegenzug wieder ausdrehen. Musik während des Marsches vom Unteren zum Oberen Platz: beliebige Märsche.

## B) Reiftanz:

### I. Hauptteil: „Polka“ oder „eigentlicher Reiftanz“:

Musik: historische Schwöglerweise, 108 malige Wiederholung:



1. **Ausgangsstellung:** Aufstellen in zwei Reihen einander gegenüber, je 13 Mann, Vortänzer am rechten Flügel, sein Stellvertreter gegenüber am linken Flügel; Reifen, die beim Marschieren über der Schulter getragen werden, an den Griffen gefaßt und gesenkt. Musik setzt ein.

### 2. Spruch des Hans Obermoar:

„Hans Obermoar bin ich genannt,  
nimm die Klatschen in die Hand,  
nimm die Klatschen bei dem Stiel,  
heut muß gschehn, was ich haben will!  
nimm die Klatschen in die rechte Hand,  
Spilleut, spielt auf den lustigen Reiftanz!“



Abb. 4. „Polka“: kreisförmiger Aufmarsch zum Schneckengang.

3. **Reifen Heben:** Kommando des Hans Obermoar: „Reifen auf!“ Reiftänzer halten die Reifen mit erhobenen Händen in Brusthöhe über den Kopf.

4. **Schneckengang:** Vortänzer dreht sich ab, geht zwischen den Reihen durch, ihm folgen, immer einer nach dem andern, einmal von der ersten, hierauf von der zweiten Reihe, die übrigen Reiftänzer im Einzelmarsch; Vortänzer marschiert nun, einen Kreis beschreibend, den er, sobald der letzte Tänzer durch die Reihen ist, schneller marschierend zur Schnecke eindreht, bis er in der Mitte angelangt ist; hierauf dreht er die Schnecke im Gegenzug wieder aus und der Zug der Tänzer löst sich zu einem Rundgang auf. (Abb. 4.)

5. **Ueber Reif Springen:** im Kreismarsch springt einer nach dem andern über den Reifen durch Senken und Heben desselben.

6. **Zurückschlagen des Reifens:** mit der linken Hand wird das eine Ende des Reifens zurückgegeben, alle Reiftänzer noch im Kreis marschierend; vom

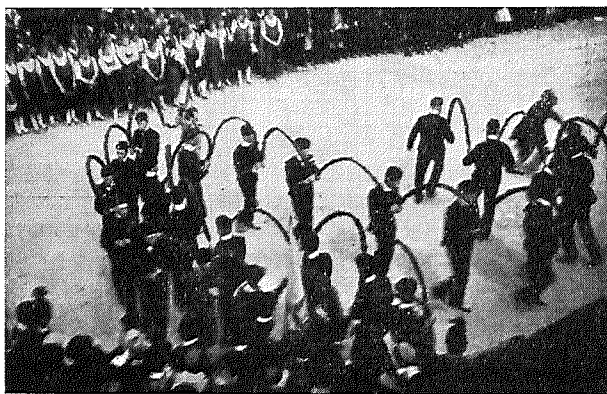


Abb. 5. „Polka“: Über Reif Springen, sogenannter „Purzelsprung“.

Hintermann ebenfalls; das zurückgegebene Reifeneende wird vom Hintermann mit der Linken gefaßt; zum Schluß der Schwoafträger.

7. **Schneckengang:** Marsch mit Reifen in dieser Form, sonst wie 4.

8. **Ueber Reif Springen, sogenannter „Purzelsprung“:** Vortänzer hat nur seinen Reifen, da er immer anführt; springt darüber; die anderen, immer einer nach dem andern, senken mit der rechten Hand ihren eigenen Reifen, drehen sich mit voller Wendung (360°), während sie über den Reifen springen; in der Linken bleibt der fremde Reif oben; nach dem Sprung wird der Reifen wieder hinaufgeschlagen. (Abb. 5.)

9. **Reifen Senken:** alle auf einmal auf Kommando des Hans Obermoar „Reifen senkt!“

10. **Ueber Reif Springen:** wie 8.

11. **Aufstellen in zwei Reihen,** wie 1; Reifen gehoben, wobei, da jeder seinen eigenen und den des Nächsten gegenüber hält, sich die Reifen kreuzen.

12. **Reifen Senken** (ohne Kommando).

13. **Ueber alle Reifen Springen oder „Brückenspringen“:** der Vortänzer beginnt und springt der Reihe nach über alle Reifen, dann der Nächste u. s. w.; nach Vollendung des Sprunges wieder Marsch im Kreis.

14. **Ueber Reif Springen:** wie 8.

15. **Aufstellung in zwei Reihen:** einander gegenüber, wie vorher, mit dem Unterschied, daß ein Reifen gehoben, einer gesenkt ist.

16. **Brückensprung mit Stollen:** über jeden zweiten Reifen wird gesprungen, der erste bleibt erhoben und bildet den Stollen.

17. **Kreisgang mit über Reif Springen:** wie 8, nachher Rückkehr in die Ausgangsstellung 1., Reifen oben; Schluß der Polka.

## II. Hauptteil: „Walzer“:

Musik:



18. **Stollenbau:** Ausgangsstellung, d. i. Aufstellung in zwei Reihen einander gegenüber, Reifen nach abwärts, werden gegenseitig gehalten; dann Reifen heben; Vortänzer tanzt nun im Walzerschritt, indem er seinen Reifen senkt, zwischen den beiden Reihen und unter den gehobenen Reifen der andern durch, am Ende schlägt er seinen Reifen wieder hoch und tanzt an der Außenseite zurück; alle anderen Reiftänzer folgen nun abwechselnd und tanzen ebenfalls an der Außenseite, einer links, der andere rechts, im Walzerschritt entlang der stehenden Reifen zurück; dies wird *zweimal wiederholt*; beim dritten Verlassen, nach dem Durchtanzen der Reihen (Abb. 6), schlägt der Vortänzer seinen eigenen und den fremden Reifen hoch, der nächste hinter ihm fällt einzeln ab, ebenso alle andern; so bilden alle Reiftänzer, im Walzerschritt vorwärts schreitend, wieder einen Kreis; Vortänzer bleibt dann stehen, alle übrigen kreisen um ihn; dann stellt sich der nächste ihm gegenüber, dann stellen sich der dritte und vierte einander gegenüber u. s. f. (Abb. 7.)

19. **Grubenhau:** Auf diese Weise wird das „Grubenhau“ gebildet; das Zeitmaß der Musik wird immer schneller, zum Schluß marschiert, wie immer, der Schwoafträger; jeder Reiftänzer geht also um das sich bildende Häuschen herum, bevor er, seinem Vordermann gegenüber,

Stellung nimmt; die Reifen werden in flachem Bogen ausgestreckt. Hans Obermoar begibt sich, wenn das Häusl fertig ist, als Letzter unter die aus den Reifen gebildete Kuppel; die Musik setzt aus und vierstimmig wird nun der Chor „Tief in der Erde Schoß“ gesungen.



Abb. 6. „Walzer“: Durchtanzen der Reihen vor dem Beginn des „Stollenbaues“, voran Hans Obermoar als Anführer.



Abb. 7. „Walzer“: Reifentanzfigur „Stollenbau“, überleitend zum „Grubenhaus“.

## 20. Bergmannslied: „Tief in der Erde Schoß“.

Tief in der Erde Schoß ward uns ein ernstes Loos!  
 Da gaben uns freundliche Mächte,  
 Dass Segen der Bergbau uns brächte,  
 Den frohen Gruß: Glück auf!

Bei allen Worten „Glück auf!“, mit denen jedes Gesätz schließt, wird der Kuppelbau der Reifen jedesmal hoch emporgehoben.

21. **Spruch des Hans Obermoar:** „Hans Obermoar“ tritt hierauf aus der Kuppel des „Grubenhauses“ heraus und spricht:

„Ich bin herinn im greanen Ring,  
will schauen, wo ich mich hinaus schwing,  
nimm die Klatschen bei dem Stiel,  
ich schwing mich hinaus aus dem greanen Kranz,  
Spieelleut, spielt auf den lustigen Scheertanz!“

Nun folgt der dritte Hauptteil. Musik fällt ein.

### III. Hauptteil: „Scheertanz“:

Musik:

The musical score consists of five staves of music. The first staff begins with a treble clef, a key signature of one flat (B-flat), and a 2/4 time signature. It contains a series of eighth and sixteenth notes, with some measures marked with a repeat sign. The second staff continues the melody and includes two first endings, labeled '1.' and '2.'. The third and fourth staves feature a more rhythmic pattern with eighth notes and accents (^) above certain notes. The fifth staff concludes the piece with two first endings, labeled '1.' and '2.', leading to a double bar line.

22. **Auflösen des Grubenhauses:** In kreisförmigem Aufmarsch löst sich das „Grubenhau“ auf: Vortänzer drückt durch, alle Reiftänzer folgen von innen nach außen in gleicher Reihenfolge wie beim Schließen, damit sich die Reifen leicht lösen; Stellung wieder Kreis; dann

23. **Ueber Reif Springen:** wie 8., dann

24. **Reifen Zurückgeben:** jeder Reiftänzer nimmt wieder seinen Reif, nun trennen sich immer 4 und 4 Mann ab, Schwoafträger hält sich beim letzten an; die vier treten aus dem Kreis aus und stellen sich einander gegenüber auf; der übrige Kreis geht rund herum, dann trennen sich abermals 4 Mann ab, die an die anderen anschließen u. s. f.

**25. Schlußstellung:** Das Abtrennen von je 4 und 4 Mann erfolgt solange, bis die Schlußstellung, gleich der Anfangsstellung 1., erreicht ist.

Während des Scheertanzes findet das zur hellen Freude der Zuschauer schon erwähnte historische Zahnziehen und Rasieren mit übergroßen Instrumenten, ausgeführt von den beiden Spaßmachern des Reiftanzes, von „Hans Obermoar“, dem Pritschenträger und dem Schalksnarren „Schwoafträger“, statt.

Was die Musik betrifft, so kann gesagt werden, daß beim Rad schlagen, wie erwähnt, irgend ein beliebiger Marsch gespielt, beim Reiftanz dagegen die vorstehend bei den drei Hauptteilen mitgeteilten Melodien gespielt werden, für deren Uebermittlung auch an dieser Stelle Herrn H. Stampfer, einem Reiftanzbläser, und Herrn Ingenieur A. Mann nochmals verbindlichst gedankt sei. In früherer Zeit wurden diese Weisen auf Holzpfeifen (Schwögeln) von Bläsern in altdeutscher Tracht gespielt, bereits vor dem Kriege jedoch für Blechinstrumente umgesetzt. Ueber die Musik zum I. Hauptteil schreibt übrigens V. Geramb: „Lustig klang das Schmetternd und Trommeln der stark besetzten Blechmusik in die Bergwelt, die eine eigenartige alte Pfeifer- und Trommlerweise in 108 Absätzen unermüdlich wiederholte und ihre taktfesten Gesätze jedesmal mit einem verschnörkelten Melodienschwänzlein, einem Becken- und einem Paukenschlag abschloß. Der Rhythmus dieser alten Weise war so zwingend, daß es einem unwillkürlich in alle Glieder fuhr.“ — Gewiß, diese alte und interessante Schwögler- und Trommlermelodie ist ganz eigenartig und verleiht infolge ihrer oftmaligen, Dreiviertelstunden währenden Wiederholung dem Tanze eine ganz besondere, bergmännisch-ernste Note. Im Gegensatz zu dieser ersten Pfeiferweise stehen die liebliche Melodie des Walzers (II. Hauptteil) und die fröhlich-kurze Polkaweise des Scheertanzes (III. Hauptteil).

In älteren Zeiten dürfte an Stelle des etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesungenen Chores „Tief in der Erde Schoß“ wohl irgend ein geistliches Bergmannslied oder bergmännisches Ständeslied gesungen worden sein, das sich aber heute nicht mehr feststellen läßt. Die Worte des Chores „Tief in der Erde Schoß“ stammen von Hofmann, die Melodie von W. Würfel. Die Originalkomposition ist z. B. enthalten im Liederbuche „Bergmannslieder“ von R. Linnarz<sup>1)</sup>, der vierstimmige Satz des Bergmannschores, wie er jetzt in Hüttenberg gesungen wird, stammt von Clement Maier. Bemerkenswert ist übrigens die Zersingung des Würfelschen Liedes und Umwandlung zum Einfach-Schöneren hin gegenüber der Originalkomposition.

Ueber die Tanzfiguren endlich wäre noch zu sagen: Sind Walzer und Scheertanz mehr Tanz in unserem heutigen Sinne, so erweckt der eigentliche Reiftanz vielmehr den Eindruck des alten festlichen, ständischen „Aufmarsches“ mit barocker Tracht und höfischer Anmut.

Ueber die Zusammenhänge zwischen Reiftänzen und Schwerttänzen, die wahrscheinlich auf mythologische Riten und Kulttänze zurückführen, wird in Kürze eine

<sup>1)</sup> R. Linnarz, Bergmannslieder für vierstimmigen Männerchor, op. 51, Essen 1910, III. Auflage, Seite 29.

eingehende Untersuchung von R. W o l f r a m erscheinen, sodaß es sich erübrigt, auf diese verwickelte Frage und tiefschürfende Forschung näher einzugehen. Nach G e r a m b scheint es sich beim „H ü t t e n b e r g e r R e i f t a n z“ um einen ursprünglich kultischen Festreigen zu handeln, der im späteren Mittelalter mit verschiedenem höfischem Zeremoniell umkleidet und vielfach umgeändert wurde und dann vor allem als „A u f m a r s c h“ der Bergleute und als „Knappenfest“ fortlebte.

Der „P r i t s c h m o n t a g“ dagegen verbindet — ebenfalls nach G e r a m b — eine andere alte Sitte damit, die wohl auf den „Schlag mit der Lebensrute“, dem reichsdeutschen „Fitzeln“ und dem österreichischen „Frisch und Gsundschlagen“ zurückgeht, sodaß, vom volkskundlich-mythologischen Gesichtspunkte aus betrachtet, der „Hüttenberger Reiftanz“ nicht nur geschichtlich verfolgbar bis ins Mittelalter zurückgeht, sondern bestimmt ein noch viel höheres Alter aufweisen dürfte.

Daß sich solch ehrwürdiges b e r g m ä n n i s c h e s B r a u c h t u m i n H ü t t e n b e r g, in einem versteckten Gebirgstale der Alpen, bis heute erhalten konnte und weiter gepflegt wird von den Bergleuten selbst mit großer Freude und vielem Aufwand an Mühe und Kosten, ist eine höchst erfreuliche Tatsache. Sie legt Zeugnis ab vom treuen Festhalten des deutschen Bergmannsstandes an schönen alten Bräuchen trotz Modernisierung und Mechanisierung des Betriebes und von einem tiefwurzelnden, über alle Meinungsverschiedenheiten des Tages hinweg verbindenden altergebrachten Z u s a m m e n g e h ö r i g k e i t s g e f ü h l von Knappen und Gewerken, hiebei in verständnisvoller und anerkennenswerter Weise von der Bergdirektion und Bergverwaltung Hüttenberg—Knappenberg der Oesterreichisch-Alpinen Montangesellschaft unterstützt.

So hat sich auf H ü t t e n b e r g e r B o d e n ein Denkmal alten b e r g m ä n n i s c h e n V o l k s t u m s u n d B r a u c h t u m s im schönen „K n a p p e n f e s t e“ durch mehr als drei Jahrhunderte hindurch bis auf unsere heutigen Tage erhalten! — Glück auf!

#### Literatur:

V. G e r a m b, Das Knappenfest in Hüttenberg, Werkszeitung der Oest. A. M. G., 1. Jahrgang (1926/27), Heft 4, S. 49—53, aus: Deutscher Volkskalender 1926, Graz.

A. M a n n, Das Hüttenberger Knappenfest, „Deutsche Heimat“, Wien, 23. Jahrgang (1928), Folge 3 (Märzheft), Seite 17—21. Werkszeitung der Oest. A. M. G., Leoben. 1. Jahrgang (1926/27), Heft 19, S. 311—317.

E. Pfeiffer, Der historische „Reiftanz“ in Hüttenberg, „Sonntagsblätter“, Beilage der „Freien Stimmen“, Klagenfurt, 3. Juli 1927, S. 1—2.

J. F. Perkonig, Von vier Bräuchen in Kärnten, „Deutsche Welt“, 7. Jahrgang 1930, Heft 6, S. 511.

A. Mann, „Reiftanz“ in Hüttenberg, Werkszeitung der Oest. A. M. G., 4. Jahrgang (1930), Heft 15, S. 228—230.

## Das Krimmler Hexenspiel.

Von Leopold Schmidt, Wien.

Ungleich<sup>1)</sup> weniger erforscht als das geistliche Volksschauspiel weist auch das weltliche eine große Anzahl von Problemen auf, die sich schon aus der Vielgestaltigkeit der Stoffe und Formen ergibt, welche die hieher gehörigen Schauspiele zeigen. Da bis heute das Bereich des Begriffes „Weltliches Volksschauspiel“ eigentlich noch nie abgesteckt wurde, so müssen wir hier, wo es nur um die Analyse eines einzigen Spieles geht, doch vor der Beschäftigung mit diesem selbst zunächst versuchen, wenigstens von der Seite der Stoffgeschichte her, Begriff und Wesen der Gattung zu kennzeichnen. Da wir das gesamte Volksschauspiel heute als nahezu in seiner Entwicklung abgeschlossene Gruppe auffassen können, in der schon im allgemeinen sich zwei Hauptgattungen unterscheiden lassen, welche ungefähr den nach Naumann zu postulierenden beiden Hauptelementen der Volkskultur entsprechen, so scheiden wir auch hier zunächst in zwei wesentlich verschiedene Gruppen, nämlich in die anscheinend volkseigenen und in jene, welche größere Verbindung mit der geistigen Oberschichte des Volkes aufweisen. Zur ersten Gruppe zählen alle jene Spiele, welche ihrem Wesen nach, ob sie nun schon richtige Schauspiele oder erst vor- und frühdramatische Bräuche darstellen, Fest-gebunden erscheinen, die demnach als Brauchspiele zu bezeichnen sind und vermutlich in der Geschichte des europäischen Volksschauspieles dieselbe Stellung einnehmen dürften, welche man für die Antike dem Kultdrama zuerkannt hat. Hierher gehören vor allem die Spiele des Jahres- wie des Lebenslaufes, also Sommer- und Winterspiele, sowie deren Ausläufer — Streitgespräche, Streit der Fastnacht mit der Faste — dann aber die noch gar nicht erforschte Gruppe des Burschna, sowie die Schwert- und Reiftanzspiele. Von den vor- und frühdramatischen Bräuchen gehört wohl der Streit um den Maibaum<sup>2)</sup> ebenso wie manches Drischellegspiel hieher, so das bei Panzer ausführlich geschilderte Wolfspiel<sup>3)</sup>. Den Gegensatz zu dieser Gruppe bilden dann alle jene Spiele, die man vielfach nur als gesunkenes Kulturgut bezeichnet, welche aber doch fast zur Gänze als „volkstümlich“ im Sinne der Volksliedforschung bezeichnet werden müßten.

<sup>1)</sup> Zuerst in der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien als Referat gehalten. — Das Hexenspiel wurde von Wilhelm Hein 1895 in der Zeitschrift für österr. Volkskunde I., S. 43 und 74, veröffentlicht.

<sup>2)</sup> Heinrich Moses Maibaumumschnitt im Semmeringgebiet (Z. f. österr. Volkskunde, Bd. 13, S. 160) und A. Halberstadt, Eine originelle Bauernwelt (Wien 1912), S. 59 ff.

<sup>3)</sup> Fr. Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche = Beitrag zur deutschen Mythologie, II. Bd. (München 1855), S. 187 f. Wiederabgedruckt bei Aug. Hartmann, Volksschauspiele in Bayern und Oesterreich-Ungarn (1880), S. 174.

Es spiegelt sich fraglos in ihnen der Einfluß der oberflächlichen Kunstströmungen im Laufe der Jahrhunderte; im einzelnen freilich ergibt sich bei jedem Spiel fast eine andere Einflußquelle, sodaß die Einheit der Gattung fast nur negativ bestimmbar ist. Wir müssen vor allem die Volksbuchspiele hieher rechnen, ob sie nun auf Legendenbücher (Genoveva, Hirlanda, Oktavian) zurückgehen oder auf Ritter- und Räuberromane (Rosa von Tannenburg, Boarischer Hiasl, Rinaldini). Auch die zu Anfang der Volkschauspielforschung berühmtesten Spiele, nämlich Faust und Don Juan gehören hieher.

Diese kurzen Hinweise mögen etwa den Rahmen zeichnen, in den die Erscheinung des Krimmler Hexenspieles zu stellen sein dürfte. Es ist seltsam genug, daß dieses völlig eigenartige Spiel, das vor nun schon fast vierzig Jahren aufgezeichnet und veröffentlicht wurde, das außerdem durch eine Anzahl von Wiederaufführungen vor volkskundlich interessierten Kreisen (1930, 1933) bekannt wurde, doch noch nie zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung angeregt hat. Dabei bietet es aber in seiner Einzigartigkeit doch eine Fülle von Problemen stoff- wie formgeschichtlichen Art, welche nicht zuletzt auch zur Frage einer möglichen Datierung hinweisen, daß wohl auch bei einer vorläufigen Lösung, wie sie im folgenden versucht werden soll, die Eigenart des Spieles deutlich hervortreten muß.

Das einzige Problem, welches bisher die Anteilnahme der Forschung erweckte, war die bereits von Wilhelm Hein selbst festgestellte offenbare Zusammengehörigkeit mit dem Fastnachtspiel „Der Teufel und das alte Weib“ von Hans Sachs (1545). Diese Tatsache wurde denn auch stets in den wenigen Arbeiten, welche das Spiel kennen, erwähnt, so in dem kurzen Hinweis bei Nagl-Zeidler-Castle<sup>4)</sup>; wo die Heinsche Feststellung wiederholt wird. Robert Stumpfl<sup>5)</sup>, der die bisher besten Bilder der Originalmasken wie ein Szenenbild von der Wiederaufführung 1930 veröffentlichte, betont gleichfalls den Zusammenhang, wobei freilich mit der Behauptung „die Tradition dieses Spieles reicht deutlich bis ins Mittelalter zurück“ erheblich zu weit gegangen wird. Um das Verhältnis der Handlung beider Spiele eindringlich darstellen zu können, sei kurz der wesentlichste Inhalt vorgelegt:

Bei Hans Sachs gelingt es dem Teufel nicht, ein Ehepaar zu entzweien. Ein altes Weib (Hexe) bietet sich an, um den Lohn von einem Paar Schuhen die Sache durchzuführen. Durch einige hin und wieder getragene falsche

<sup>4)</sup> Deutschösterreichische Literaturgeschichte, Bd. II, S. 171.

<sup>5)</sup> R. Stumpfl, Schauspielmasken des Mittelalters und der Renaissancezeit (Neues Archiv für Theatergeschichte, Bd. II = Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. 41), S. 69.

Nachrichten bringt sie die Eheleute zum Streit; Mann und Frau prügeln sich gegenseitig zur Stube hinaus. Der Teufel gibt dem Weib den bedungenen Lohn, an einem langen geschälten Stab, wobei des längeren auseinandergesetzt wird, daß das alte Weib viel gefährlicher als der Teufel selbst sei. — Im Krimmler Hexenspiel finden wir zunächst die Personenzahl um eine, nämlich den Bajazzo, vermehrt. Dem Teufel gelingt es nicht, ein Ehepaar zu entzweien. Ein altes Weib (Hexe) bietet sich an, um den Lohn von einem Paar Schühen und einem Quantum Schnupftabak die Sache durchzuführen. Sie versucht es zweimal: Erst durch das Hin- und Widertragen von falschen Gerüchten, dann durch zwei falsche Liebesbriefe, welche sie — selbstverständlich die gegenteiligen — den Eheleuten in die Hand zu praktizieren weiß. Dem Weib legt sie den Brief auf den Tisch, dem Manne unter den Hut, den er erst ablegt, dann aber wieder aufsetzt, um nicht angeregnet zu werden. Dem Weib nun gibt sie außerdem den Rat, den Mann, dessen Liebe ihr verloren scheint, und die sie doch wiedergewinnen wolle, während des Mittagschläfchens zu rasieren. Dem Manne dagegen teilt sie mit, das seine Frau ihm während seines Schlafes den Hals abschneiden wolle. Die Frau kommt tatsächlich mit dem Messer, der Mann springt aus dem geheuchelten Schlummer auf, ermordet sie, die ihre Unschuld sterbend beteuert, worauf er den Mord durch seinen Selbstmord sühnt. Der Teufel folgt zitternd der Hexe ihren Lohn aus. Der Bajazzo, der in die Handlung nicht eingegriffen hat, sondern nur seine Furcht vor der Hexe dem Zuschauer gegenüber äußerte, beschimpft sie nun und wird von ihr angefallen und hinausgetrieben.

Wir sehen also, daß die beiden Handlungen fraglos irgendwie zusammengehören, daß jedoch die tragisch gewendete Fabel des Volkschauspielles jedenfalls ganz anders komponiert ist als das auf den Streit- und Prügeleffekt hin gerichtete Fastnachtspiel des 16. Jahrhunderts, das eigentlich keine echte dramatische Schlußführung aufweist. Es ist klar, daß die bisherige Betonung des Zusammenhanges mit Hans Sachs nur daher stammen kann, daß man bloß die beiden dramatischen Fassungen ins Auge faßte, ohne an eine gemeinsame Stoffgrundlage zu denken, welche möglicherweise den Ausgangspunkt beider Fassungen gebildet haben könnte. Die Hauptidee in der Stofffrage ergibt sich nämlich sogleich, wenn man die beiden Seiten des Problems, die literarhistorische und die volkskundliche ins Auge faßt und Hans Sachs nicht als Grundlage sondern als Seitenentwicklung erkennt. Steht es doch hier wie so oft bei dem großen Nürnberger. Er benützt einen volkläufigen Stoff, wandelt ihn aber nach seinen Bedürfnissen um. Der Stoff, das Motiv, ist nämlich in einer *V o l k s e r z ä h l u n g* vorhanden, die sich in Märchensammlungen findet, deshalb aber doch noch nicht als Märchen, sondern eher als Märlein im Sinne Albert Wesselskis<sup>6)</sup>

<sup>6)</sup> Versuch einer Theorie des Märchens (Prager deutsche Studien, 45), 1. Kap.

aufzufassen ist. Diese Erzählung aber war im 16. und wahrscheinlich schon im 15. Jahrhundert weit verbreitet. Sie ist auch in ihren ältesten Formen der beste Beweis dafür, daß das Hexenspiel mit Hans Sachs selbst nichts zu tun hat, da sie fast stets dieselben Elemente und dieselbe Handlungsführung wie das Hexenspiel selbst aufweist. Die tragische Wendung, wenn auch nicht immer der tödliche Schluß, gehört scheinbar von Anbeginn zum Wesen dieses Märleins. Im einzelnen gleichen sich die Motive bald mehr bald weniger; meist ist festzustellen, daß das Hauptmotiv, nämlich der Rat, den Mann zu rasieren, in den Erzählungen noch begründet wird, während er im Hexenspiel eigentlich grundlos gegeben wird. Das Märlein kennt nämlich das Wahnmotiv<sup>7)</sup>, daß der Mann angeblich im Bart, oder am Kinn einige Haare sitzen habe, welche der Grund seiner Lieblosigkeit seien.

Wir brauchen hier auf Alter und Verbreitung des Märleins als solchen nicht einzugehen, weil dafür bereits eine grundlegende Arbeit vorliegt; nachdem nämlich schon 1869 Oesterley<sup>8)</sup> im Anschluß an die Erzählung in Hans Kirchhofs Wendunmuth (Ende des 16. Jahrhunderts), I, 366 „Von einem alten weibe, das erger und böser war denn der teufel“ (der Titel zeigt schon, daß nicht nur Hans Sachs auf dieses Motiv großen Wert legte), eine für seine Zeit ausgezeichnete Zusammenstellung der Formungen des Stoffes von Joh. Lamias *Scala celi*, 1480, an über verschiedene Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts, darunter Luthers Tischreden, bis zu den Aufzeichnungen des 19. Jahrhunderts aus dem Volksmund gegeben hatte, zeigte dann 1899 Stanislaus Prato<sup>9)</sup> die gesamte ihm bekannte Verbreitung des Stoffes als „Vergleichende Mitteilungen zu Hans Sachs Fastnachtspiel Der Teufel und das alte Weib“ auf, wobei er besonders viele Belege aus der gesamten Romania beibringen konnte, sowie auch einige unveröffentlichte italienische Volkserzählungen abdruckte. Kulturgeographisch läßt sich aus den bisher gesammelten Nennungen jedenfalls entnehmen, daß der Stoff und zwar in seinen tragischen Fassungen über ganz Europa verbreitet war, die Romania, besonders Italien, aber auch Spanien und Frankreich jedoch die meisten Nennungen aufzuweisen hat. Für den germanischen Norden zeigt übrigens ein schwedisches Märchen, „Der Böse und Kitta grau“<sup>10)</sup>, das Prato und Oesterley noch nicht kannten, die Bekanntheit des Stoffes auch dort, wieder in der tragischen Fassung mit dem Rasierversuch, der auch begründet wird, jedoch ohne tödlichen Ausgang. Die Uebereinstimmung mit der alten Motiv-

<sup>7)</sup> ebendort, S. 32 wird der Unterschied zwischen Wundermotiven und Wahnmotiven dargelegt, welche ein ausgezeichnetes Kriterium zur Bestimmung einer Volkserzählung darstellen.

<sup>8)</sup> Kirchhof, Wendunmuth, hg. von Oesterley (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 1869), I, 366 und V., 60.

<sup>9)</sup> Prato, Vergleichende Mitteilungen (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, Bd. IX, 1899, S. 189).

<sup>10)</sup> Nordische Volksmärchen. I. Teil, Dänemark/Schweden, übersetzt von Klara Ströbe (Die Märchen der Weltliteratur, Jena, 1915), S. 301 ff.

erzählung erstreckt sich im schwedischen Märchen sogar bis auf das Ueberreichen der Schuhe an einem Stab. Prato hat das Märlein auch weiter zu verfolgen gesucht; er geht in den Spuren der Benfeyschule, sieht so Aehnlichkeiten mit indischen Erzählungen und nimmt daher Indien als das Ursprungsland der Erzählung an. Obwohl diese Fragen schon über den Rahmen unseres Themas hinausgehen, sei doch bemerkt, daß wir diesen Aufstellungen heute nicht mehr allzuviel Glauben schenken können. Man würde heute bei einer Untersuchung desselben Stoffes wohl mehr Gewicht darauf legen müssen, daß es sich hier um ein Märlein handelt, das auf die Postulierung der Wesselskischen Märchenträger<sup>11)</sup> besonders hinweist; so ist die Angabe eines der italienischen Erzähler, er habe es von einem Missionsprediger gehört (Neapel, Prato, S. 311), sicherlich nicht gering einzuschätzen. Die Verbreitung mag wohl vielfach den Weg der Exempla und Predigtmärlein gegangen sein.

Bei der großen räumlichen und zeitlichen Verbreitung des Stoffes überrascht nun das Auftreten der beiden dramatischen Fassungen nicht in ihrer Zeit- und Ortstellung, wohl aber in ihrer dramatischen Wesenheit. Bei Hans Sachs ist die Dramatisierung an sich nicht verwunderlich. Er verarbeitete wohl jeden ihm nur einigermaßen gut dünkenden Stoff lyrisch oder dramatisch, nur daß er, wie eben hier, bloß das ihm zusagende verwendete. Der Verzicht auf den volksbekannten Schluß weist im Gegensatz zu dem weitaus volksmäßigeren Hexenspiel jedenfalls darauf hin, wie weit sich das Fastnachtsspiel Sachs' bereits außerhalb der eigentlichen Volksüberlieferung stellt. Hier tritt uns Sachs deutlich in der Doppelseitigkeit seines Schaffens entgegen, wie sie die historische Volkskunde noch öfter beschäftigen wird: Er ist stofflich überlieferungsgebunden, doch bereits soweit individualistischer Künstler, daß er den Stoff willkürlich oder besser gesagt nach seiner künstlerischen Einsicht umändert. Dabei bleibe es dahingestellt, ob diese Tätigkeit und Tendenz dem betreffenden Werk immer zum Nutzen gereichte. Wir besitzen jedenfalls in Sachsens Fastnachtsspiel ein treffliches Gegenbeispiel zum Krimmler Volksschauspiel, das dem gegebenen Stoff treu bleibt, ihm nicht das Hauptmotiv nimmt und die Spitze abbricht, sondern bis zuletzt die Tragik wahr.

Damit aber gelangen wir von der Stoffseite zur formalen Frage und haben nun die einzige dramatische Fassung, welche bisher dieser Stoff gefunden hat und die als einzigartiger Fall im Volksschauspiel dasteht, auf jene Merkmale hin zu prüfen, welche vielleicht Feststellungen über den Schöpfer und seine Zeit gestatten. Daß wir hier überhaupt von einem bestimmten Verfasser

<sup>11)</sup> Wesselski a. a. O., S. 172.

sprechen, geschieht schon aus dem Grund, weil wir hier wie selten im Volksschauspiel offenbar eine Einzelschöpfung vor uns haben, welche nicht wie Weihnacht- und Passionsspiele, sich gerade noch stilgemäß einordnen lassen, nie aber auf eine einzige schöpferische Persönlichkeit zurückgeführt werden können, sondern ein Spiel, welches nach Stoff und Form nur einmal aufgezeichnet wurde und auch offensichtlich nur ganz geringe örtliche Verbreitung besaß. Bei Spielen, die in breiter Schichte auftreten, lassen sich derartige Probleme kaum anschneiden; die Zuordnung zu Kulturschichte und Kulturperiode muß genügen, so wie bei Lied und Sage. Es kann aber, und dies ist beim Hexenspiel der Fall, vorkommen, daß wir ein Gebilde als näher bestimmbar empfinden und den darauf hinweisenden Elementen näher nachgehen. Es handelt sich dann um Einzelschöpfungen, welche auf dem Boden der Volkskultur als einerseits noch rückverbundene, andererseits aber doch etwas mehr losgelöste Gebilde vor uns stehen, deren Einordnung zweifellos nicht immer ganz einfach ist. Etwas ähnliches im Volksliedbereich mag, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, das Baurneppnlied aus dem Böhmerwald<sup>12)</sup> sein, im Gegensatz zu einer Unzahl anderer Balladen, bei denen sich keine Beziehung herstellen läßt. Ein Kennzeichen für derartige Gebilde, die weder Volkslieder — um den Fall dieses Liedes heranzuziehen — noch volkstümliche Lieder sind, mag ihre relative Kurzlebigkeit sein. Wir werden am Schluß unserer Betrachtung auf diese Tatsache noch zurückzukommen haben.

Das Hexenspiel steht also im Bereich des Volksschauspieles einsam da, obgleich die stoffliche Unterlage bekannt genug gewesen wäre. Es handelt sich sogar um einen ganz einzigartigen Fall, da Märchen und Märlein im deutschen Volksschauspiel sonst überhaupt nicht vorkommen. Formal fällt die Einordnung etwas leichter. Im Kreise des weltlichen Schauspieles möchte man es zunächst ohne genauere Analyse dem Fastnachtspiel nähern, wenn hier nicht schon der tragische Schluß die Annäherung verbieten würde. Wir müssen die Personen wie das sprachliche Bild zunächst schärfer ins Auge fassen, bevor wir die Eingliederung in eine Gattung versuchen. Dabei fällt sogleich die Person des Bajazzo auf, eines Lustigmacher, den man am ehesten an die Darstellung der lustigen Person anschließen wird, wie sie mit und durch die englischen Komödianten

<sup>12)</sup> Gustav Jungbauer, Volksdichtung aus dem Böhmerwalde (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Bd. VIII), S. 53 ff.

bekannt wurde. Damit sind wir bereits auf die Zeit nach 1600 gewiesen, jedenfalls nach Hans Sachs. Daß der englische Pickelhering, welcher im späteren deutschen Drama ganz verschiedene Namen führte, hier Bejatz, also Bajazzo, genannt wird, überrascht auf österreichischem Boden kaum. Für so frühe Zeit freilich wird am ehesten eine Italien zugewendete Landschaft diesen Ausdruck haben aufnehmen können. Da nun überliefert ist, daß das Spiel nicht in Krimml, an der Nordseite der Tauern ursprünglich heimisch war, sondern vom Süden, aus dem tirolischen Ahrntal zugebracht wurde (Hein, S. 43), scheint uns die Aufnahme des italienischen Ausdruckes umso erklärlicher. Zugleich aber ist der Ausdruck ein Beleg für die Zeitstellung des Spieles. Im späteren österreichischen Volksschauspiel — des 18. und 19. Jahrhunderts — kommt die Lustigmachertfigur oft genug vor, aber stets nur unter den Namen Hanswurst oder Kaspar. Hier muß also eine ältere Schichte vorliegen. Wir kommen so in die österreichische Hochbarockzeit, ins 17. Jahrhundert und haben nun nur zu sehen, ob für diese Ansetzung auch andere Momente sprechen. Dabei fällt sogleich auf, daß die Hexe Xanthippe (handschriftlich auch Xantiquo, Hein, S. 47), genannt wird. Der Eindruck dieser gelehrten Reminiszenz wird auch durch Züge der Sprache des Spieles verstärkt, welche leider in der Fraungruberschen Bearbeitung und somit auch bei den Wiederauführungen verloren gingen. Die Klage der Bäuerin etwa:

Eine dicke Wolke bedeckt die Sonn  
Fortuna flüht nun gar davon (Hein, S. 53)

kann wohl nur auf das 17. Jahrhundert deuten. Fassen wir den Eindruck solcher Stellen zusammen, so gelangen wir alsbald zu der Vermutung, daß dieses Spiel von einem nicht ungebildeten Verfasser im Laufe des 17. Jahrhunderts, wahrscheinlich in Tirol, geschrieben sein müsse. Wir haben aber keinen Grund, es nicht als Volksschauspiel anzusehen. Schon die Aufnahme durch bäuerliche Spieler würde dafür sprechen. Dann aber kommt hinzu, daß der angenommene Verfasser offenbar nicht nur mit der Bildungswelt seiner Zeit sondern auch mit der Ueberlieferungswelt seines Volkes vertraut war. Selbst wenn mir annehmen wollten, daß der Stoff nur als volkstümlich zu gelten habe und im allgemeinen mehr schriftlich und von der Kanzel verbreitet worden sei als volksmündlich, so ist doch seine Verbundenheit mit volksmäßigem Gut sehr deutlich zu merken; Formeln und Redewendungen der Volksdichtung sind ihm

vertraut, die Formel des Liebesbriefes etwa  
 Komm um 10 Uhr im Rosengarten

Da tu ich deiner warten (Hein, S. 51)

ist rein volksliedmäßig und in bäuerlichen Liebesbriefen der Jetztzeit noch geläufig<sup>13</sup>). Die Vorliebe für Sprichwörter durchzieht außerdem das ganze Spiel in einer Weise, daß man es auf diese wie auf ähnliche Elemente eigens analysieren sollte.

Die Erwägung dieser so verschiedenartig erscheinenden Elemente wie auch die erstaunliche dramatische Oekonomie, welche aufgewendet wird, läßt wohl den Schluß zu, daß der Verfasser ein Angehöriger der Intelligenz gewesen sein muß, doch einer dörflich-bäuerlichen Intelligenz: Er mag ein Lehrer gewesen sein, ein tirolischer Schulmeister des 17. Jahrhunderts, dessen Namen wir nicht kennen, dessen Werk jedoch infolge seiner Verwurzelung in der Volkskultur sich im Volke selbst längere Zeit zu erhalten vermochte. Wenn wir vorhin von der relativen Kurzlebigkeit dieser Erzeugnisse sprachen, so können wir hier nur noch einmal darauf zurückkommen und den Gedanken der Englebigkeit daneben stellen. Solche Erzeugnisse bleiben nur während einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne lebendig und werden nur in einem verhältnismäßig sehr engem Raum bekannt.

Wie übrigens das sogenannte Hexen-Nachspiel<sup>14</sup>) zum Spiel und zu seinem Verfasser steht, ist recht unklar. Es hat keinen Nachdruck, keine Umarbeitung und keine Wiederaufführung erlebt und ist dementsprechend noch unbekannter geblieben als das Hexenspiel selbst. Es verdient jedoch dieses Schicksal durchaus nicht, da es ganz von demselben Geiste als das Spiel selbst ist. Wir werden es auch kaum von den oben bestimmten Angaben weit abzurücken haben. Der Stoff freilich gehört nicht derselben Ueberlieferungsgeschichte an wie der des Spieles. Die Hexe ist hier weit weniger dämonisch aufgefaßt, ist mehr eine Dorfhexe, die verschiedenen jungen liebesbedürftigen Leuten ihre Ratschläge gibt, aus der Hand liest, und ähnliches mehr. Damit ist es dem Verfasser gelungen, in einer Zeit lang vor jeder Milieutheorie ganz ähnlich wie im Hexenspiel selbst, wo er den Bauer aus der Legende des hl. Isidor lesen läßt (Hein, S. 46), die Geschichte wirklich ins

<sup>13</sup>) Zu dem Verhältnis von Volkslied und Liebesbrief vgl. vor allem Albert Ritter, Altschwäbische Liebesbriefe (Grazer Studien zur deutschen Philologie, V.), S. 111 ff.

<sup>14</sup>) Hg. von Wilhelm Hein (Zeitschrift für österr. Volkskunde, Bd. III, 1897, S. 163 ff.).

bäuerliche Milieu zu rücken. Auch der Schluß, in dem der Bajazzo die Alte überlistet und der weltlichen Gewalt in der Gestalt des Bettelrichters überliefert, gehört hierher. Wichtig ist das ganze Nachspiel vor allem als solches: Das Nachspiel stellt doch einen Theaterbrauch dar, welcher mit den wandernden Truppen ins deutsche Volkschauspiel gekommen ist. Auch daß die lustige Person in diesen Nachspielen die Hauptrolle spielte, kommt hier schon deutlich genug zum Ausdruck. Wir haben hier vielleicht das älteste Nachspiel des deutschen Volkschauspielgebietes vor uns.

Die Namenlosigkeit des Verfassers soll nicht hindern, daß wir in ihm eine ausgesprochen schöpferische Volkspersönlichkeit erkennen, vielleicht ähnlich wie es Johann Kieninger auf dem Gebiete der Schnitzkunst war. So wie die Kunstgeschichte namenlose Meister als Individualitäten zu erkennen trachtet und sie nach ihren Schöpfungen benennt, so versuchten wir hier einen Volksdramatiker des 17. Jahrhunderts festzustellen, den seine Gestaltungskraft verbunden mit seiner Verwurzeltheit in der Ueberlieferung wohl gedenkenswert erhalten wird — als Dichter des Hexenspiels.

---

## Hemannsagen.

Von Prof. Dr. Franz Schmutz-Höbarten.

Die Sagen vom Hemann, die besonders in waldigen Gebieten, wie im Waldviertel, im Böhmerwald und in mährischen Gegenden, lokalisiert sind, haben sich an manchen Orten bis heute lebendig erhalten. Eine auffallend große Anzahl von solchen Sagen rankt sich um das Gebiet eines größeren Waldes mit Namen Schachen oder Schachenwald, der sich zwischen den Dörfern Weißenalbern und Groß-Höbarten im oberen Waldviertel hinzieht gegen das Dorf Ullrichs und gegen den Galgen außerhalb des Marktes Kircheng am Walde<sup>1)</sup>. Der Verfasser hat seinerzeit an anderem Orte dargelegt, wie in diesen Hemannsagen Erinnerungen an die Göttergestalt Wodans fortleben, und hat bei dieser Gelegenheit einige solche Sagen mitgeteilt, die auf der Seite nach Höbarten zu spielen und in denen der Hemann als Jäger mit Spitzhut und Hahnenfeder die Menschen im Walde schreckt oder ihnen Possen spielt, während er dann wieder als gespenstischer Grenzverrückter erscheint oder als Pferd ohne Kopf. Daran wurde die Bemerkung geknüpft, daß hier auffallender Weise der Hemann an einem und demselben Ort in verschiedenen Gestalten auftritt und daß demnach im Umkreis dieses Waldgebietes der Wodanglaube in seinen verzerrten Ausläufern besonders stark weitergelebt zu haben scheine. Die folgenden Mitteilungen und Anmerkungen betreffen Hemannssagen aus dem Ullrichser Gebiet.

<sup>1)</sup> Geburtsort des Dichters Robert Hamerling.

Der Schachenwald, über den von Weißenalbern her die Burg Rauhenstein schwarz herabschaut, erstreckte sich nach heute noch lebendiger Tradition einst bis ganz in die Nähe des Dorfes Ullrichs. So kommt es, daß auf dieser Seite die Hemannsagen, die sonst im Wald selbst oder an seinem Rande spielen, bis zu den Dorfhäusern reichen. Der vermutlich älteste Teil der Ortschaft<sup>2)</sup> ist der gegen den Schachen zu und das letzte Haus daselbst spielt in diesen Erzählungen eine besondere Rolle.

Aus diesem Haus gingen einst Kinder gegen den Schachen und riefen hinein: „Schachenmann! Schachenmann!“ Da kam vom Wald herab ein wilder, härtiger Mann mit großem Hut, der die Kinder, welche entsetzt zu fliehen begannen, in rasender Schnelligkeit verfolgte. Gerade noch konnten sie das Haus erreichen, da fuhr schon ein Messer, das er nach ihnen schleuderte, hinter ihnen in das Tor.

Der Hemann heißt hier Schachenmann (= Waldmann), weil er sich im Walde aufhält, und wird, wie sonst in den Hemannssagen, dadurch, daß sein Name gerufen wird, herbeigelockt. Der große Hut weist auf Wodans Hut zurück, das Schleudern des Messers auf die von der Wilden Jagd (Wilder Jäger = Wodan) geschleuderten Menschenknochen und Pferdekeulen.

Vom Schachen her kommt ein Bach, der an dem erwähnten Haus vorbeirinnt. Einst ging ein Mädchen aus diesem Haus am Abend zu dem Bach Fuß waschen. Da kam über das Feld, das vom Schachen her auf das Haus zu verläuft, der Hemann gegangen. Auf dem Kopf hatte er einen breiten Hut und über die Schultern hing ihm links und rechts ein Rasenstück von einem Feldrain. Unaufhörlich schrie er: „Wo soll ich's hintrag'n? Wo hab' ich's g'nommen?“ Weil er diese Worte immer wiederholte, verspottete ihn das Mädchen und rief: „He, Hemann, soll i dir a d'Füß' wasch'n?“ Da begann er zu laufen und die erschreckt gegen das Haus Fliehende mit unheimlicher Schnelligkeit zu verfolgen. Knapp vor ihm vermochte sie das Tor noch zuzuwerfen, da flog schon das Rasenstück mit Gepolter daran.

In dieser Erzählung erscheint wie in manchen anderen der Hemann als Grenzverrückter<sup>3)</sup>. Dem Messer der vorigen Fassung entspricht hier das Rasenstück.

An der gleichen Bachstelle wollte einst die Bäuerin ihrem zehnjährigen Kind die Füße waschen. Da sich dieses mit aller Gewalt dagegen sträubte, wurde die Mutter zornig und rief den Hemann. Sogleich erschien er und die Mutter konnte mit dem Kind gerade noch ins Haus flüchten. Hinter ihnen aber fuhr ein Stück Knochen mit solcher Wucht an die Wand, daß es zerschellte.

In einer Variante zu dieser Geschichte droht die Mutter bloß, sie werde den Schachenmann rufen. Da aber kommt sie ein Schauer an und sie läuft mit dem Kind schnell ins Haus. Kaum hat sie das Tor zugeschlagen, stürmt er schon gegen dasselbe an.

Auffallend ist in den letzten Erzählungen die Erwähnung des Wassers, wengleich der Hemann nicht, wie sonst mitunter, dem Wasser entsteigt.

<sup>2)</sup> „Möglicher Weise ist Ulrich von Kirchberg, der 1201 genannt wird, der Gründer des Ortes. 1311 bestätigte Albero von Kirchberg . . . . Schenkungen, darunter auch Einkünfte in Ullrichs.“ Aus „Heimatkunde des Bezirkes Gmünd“ von Rupert Hauer (1924). Seite 281.

<sup>3)</sup> Ein Zusammenfließen Wodan-Donar.

Während einerseits das Schleudern des Knochens ganz den Erzählungen von der Wilden Jagd entspricht, ist andererseits der Waldgeist auch hier zum Kinderschreck herabgesunken. An dieser Stelle sei erwähnt, daß sich in Wien-Meidling — in der Umgebung Wiens gibt es mancherlei Hemannsagen — eine ganz vermenschlichte Hemannerinnerung findet, indem dort der Flurwächter, wohl da er die Flurfrevler verscheucht, auch Hemann oder kurz „He“ genannt wird.

Noch heute sagt man in Ullrichs zu schlimmen Kindern: „Wenn du nicht brav bist, rufe ich den Hemann.“ Auch die folgende Erzählung gehört in diese Art Hemanngeschichten.

Einst gingen Eltern mit einem Kinde von Ullrichs aufs Feld gegen den Schachen zu. Da dieses sehr boshaft war und ständig schrie wie ein Zahnbrecher, drohten sie ihm endlich mit dem Hemann. In diesem Augenblick verschwand, ohne daß man des Geistes ansichtig wurde, das Kind und kein Mensch sah es je wieder.

Der neue Zug in dieser Sage, das Verschwinden des Kindes, erinnert daran, daß Menschen, die in das He- und Ahoigeschrei der Wilden Jagd miteinstimmen, mit fortgerissen werden. Ähnliches zeigt sich in der folgenden Sage.

Ein Mann aus Ullrichs, im Schloß von Kirchberg<sup>4)</sup> bedienstet, fuhr mit einem Pferdewagen durch den Schachen gegen Höbarten, um Säcke in die Mühle nach Waldenstein zu bringen. (Nach der Heimatkunde von Hauer reicht Höbarten mindestens in das 13. Jahrhundert zurück, Waldenstein, wohl noch älter, ist schon 1203 belegt.) Während der Fahrt schlief er ein und kam im Schachen mit seinem Fuhrwerk in einen Graben. Als er erwachte, begann er wüst zu schimpfen und zu fluchen, wobei er in seine Fluchworte auch den Namen Hemann brachte. Plötzlich erscholl in der Ferne ein wildes He-he-Rufen und gleichzeitig gingen die Pferde durch. Sie verschwanden im Walde und wurden nie mehr gesehen.

Man wird hier daran erinnert, daß in manchen Sagen von der Wilden Jagd Roß und Wagen fortgewirbelt werden und daß in ihrem Lärm und Getöse auch Pferdegewieher zu hören ist.

Die hier mitgeteilten Sagen wurden vom Verfasser nach mündlichen Berichten der ältesten Bewohner von Ullrichs im Jahre 1932 aufgezeichnet. Es wurde von ihnen auch hinzugefügt, daß der Hemann einst häufig und an den verschiedensten Orten in den Feldern am Schachenwald und im Wald selbst gesehen worden sei. Wenn man gegen Abend noch im Freien arbeitete, konnte man ihn auf einem Rain aus- und eingehen sehen und sein gespenstisches He-he-he hören. Auch wenn er nicht rief, erkannte man ihn an seinem breiten Hute.

Die in unserem Gebiet also noch in ziemlicher Anzahl und in verschiedenen Gestalten lebendigen Hemannsagen weisen darauf hin, daß hier der Wodansglaube in seinen verzerrten Ausläufern stark weiterlebte. Das

---

<sup>4)</sup> „Hier saß frühzeitig ein adeliges Geschlecht, das sich nach dem Orte nannte. Bereits im 12. Jahrhundert erscheint ein Rudolf von Kirchberg . . . Wann und von wem die Pfarre Kirchberg gegründet wurde, ist nicht bekannt.“ Heimatkunde wie oben, S. 213/14. Die vorliegende Sage enthält also einen interessanten historischen Anhaltspunkt.

scheint auch für die Nachbargebiete zu gelten. So ist auf dem Oaberg (Eichberg), über den man von Ullrichs ins Nachbardorf Nondorf kommt (Richtung Gmünd), die Sage vom feurigen Mann lokalisiert, der sich Fuhrleuten mit unheimlichem Gewicht auf den Wagen setzt, — bekanntlich auch eine Hemannsage, wenn hier auch der Name nicht aufscheint.

Die größte Rolle spielt in allen diesen Sagen der Schachenwald und seine nächste Umgebung. Nach dem He-he-he-Geschrei der Eulen, die in der Wilden Jagd mit durch die Lüfte fahren, erhielt, wie der Verfasser andernorts ausführte, der Wilde Jäger, der in die Wildnis verbannte Wodan, in waldigen Gebieten, wo die Eulen daheim sind, wohl den Namen Hemann. Der durch das Christentum vertriebene und zum bösen Geist gemachte Wodan haust als Wilder Jäger und als Hemann mit seinen geflohenen, verfeimten Anhängern in der Waldwildnis. Wer ihn spottend ruft, den verfolgt oder tötet er. Es ist denkbar, daß in solchen Sagen auch eine Erinnerung daran fortlebt, daß starrköpfige flüchtige und in der Wildnis hausende Heiden mitunter über die Anhänger des neuen Glaubens von den Wäldern aus herfielen, die einst, viel umfangreicher, gute Schlupfwinkel boten. Es ist jedenfalls merkwürdig, daß in einem Waldgebiet, wie im und um den Schachenwald, dermaßen viele auf einen so zu deutenden gleichen Ausgangspunkt hinweisende Sagen lokalisiert sind. Dazu kommt aber noch eine Merkwürdigkeit. Von Höbarten führt eine Straße durch den Schachenwald nach Kirchberg. Gegen den Waldausgang zu steht rechts ein sogenannter Wannenstein, von dem eine legendenhafte Erzählung berichtet, daß hier Maria mit dem Jesuskinde auf der Reise nach Aegypten gerastet habe. Sie habe in dem Stein das Kind gebadet und seither gehe dort das Wasser nicht aus und es sei heilkräftig. Noch heute kommt es vor, daß Vorübergehende im Glauben an die Heilwirkung dieses Wassers sich hier die Augen auswaschen. Andererseits aber weiß eine alte Sage, daß bei diesem Stein einst geopfert worden sei. Es dürften, wenn man heute diesen Wannensteinen auch auf naturwissenschaftlichem Wege beizukommen sucht, vielleicht doch bei manchen<sup>5)</sup> einmal im Zusammenhang mit anderen Sagen derartiger Gebiete andere Anschauungen sich herausentwickeln.

Ueber den Schachenwald gibt es übrigens noch verschiedene Sagen. Er ist ein wahrer Sagenwald. So hausen dort auf der höchsten Stelle in backofenähnlichen Löchern einer Felsgruppe<sup>6)</sup> die wilden Zwerge. Sie backen in diesen Backofenlöchern Beerenzelten, d. h. eine brotähnliche Speise aus Waldbeeren, wie man sie im Sommer auch in manchem Hause im Waldviertel finden kann. Es ist wohl interessant, daß gerade in diesem Hemann-Wodan-gebiet die im Walde wild hausenden Zwerge daheim sind. Sie kommen der Sage nach auch aus dem Wald heraus und werden von Menschen beobachtet, die am Waldrand arbeiten. Nicht weit von dem Wannenstein steht ein einschichtiges Haus, das Abdeckerhaus. (Die Abdecker oder Schinder waren bekanntlich außerhalb des Ortes ansäßig und früher aus der Ortsgemeinschaft so gut wie ausgeschlossen.) Der Besitzer des Hauses war einst auf seinem Felde neben dem Schachenwald und saß auf dem Pflug und aß das Jausen-

<sup>5)</sup> Die naturwissenschaftliche Erklärung wird wohl oft recht haben. Gleichzeitig kann aber auch die Sage recht haben.

<sup>6)</sup> Im Volksmund „Zwerghäuser“ genannt.

brot. Da kam aus dem Wald ein Zwerg und bat ihn um ein Stück Brot. Er gab es ihm und erhielt dafür einen Beerenzelten.

Von der uralten Burg Rauhenstein in Weißenalbern<sup>7)</sup>, dem „Gmäu“ (Gemäuer), führt nach der Sage ein unterirdischer Gang zu dem Zwergenhaus im Schachenwald. Das mag nun eine jüngere Angelegenheit sein, merkwürdig bleibt es, daß der Gang gerade an einer Sagenstelle im Schachenwald mündet.

Eine Sagenforschung der Weißenalbingen und Kirchberger Umgebung wird das vorliegende Bild runden. Ein abgerundetes Bild von den Volkstraditionen sagenreicher Gebiete ist aber nicht nur an sich interessant, sondern vermag auch allgemein für die Sagen- und andere Forschungen bedeutungsvoll zu werden. Jedenfalls haben wir in unserem Beispiel kaum, wie man anzunehmen geneigt sein mochte, Reste heidnischer Erinnerungen vor uns, die die Siedler einst mitbrachten, — da müßten wir, die große Anzahl verschiedener auf den gleichen Punkt hinweisender Sagen in einem und demselben Gebiet bedenkend, annehmen, daß sozusagen an allen Ecken und Enden absterbende und vom Christentum täglich mehr verdrängte heidnische Erinnerungen lokalisiert worden wären — das Ganze weist vielmehr auf eine ursprüngliche Beheimatung der Sagen hin, die durch die Anhänger und durch die Gegner des Christentums, durch Einheimische und Zugewanderte wie die Volkslieder Formung und Variation erhielten.

## Strohmäntel als Wetterschutz.

Von Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

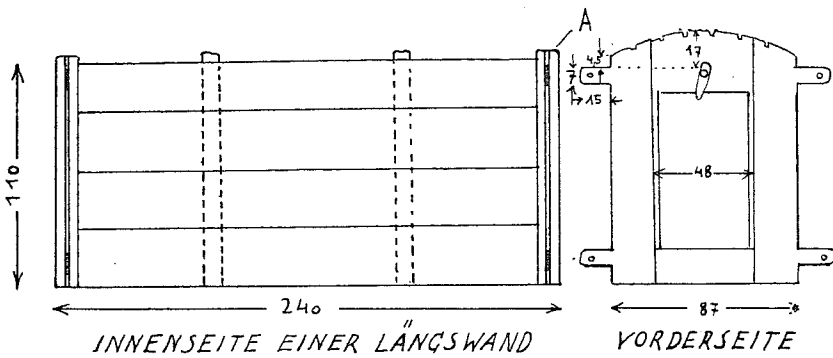
Ein bemerkenswerter Beleg für die weite mitteleuropäische Verbreitung von Hirtenmänteln aus Stroh oder Gras(?) findet sich in Ergänzung der bisherigen kulturgeographischen Uebersichten (Vergl. A. Haberlandt in Buschans III. Völkerkunde II/2, 543 f. und V. Geramb: Steirisches Trachtenbuch, 28 f.) bei J. Rohrer: Ueber die Tiroler, Wien 1796, Seite 50: in Besprechung der Tiroler Schwabenkinder heißt es: „Oefters, wenn ich gerade durch das Algau fuhr, sah ich nicht ohne heimliche Freude dergleichen hütende Tirolerknaben gleich nordamerikanischen Wilden, mit Strohmänteln behangen, die weitläufigen Wiesen, um ihres Viehes Zucht und Ordnung willen baarfuß durchlaufen. „ . . . . .“

Um Marini kehren sie wieder heim und bringen außer ihrem Lohn „einen neuen Zwilchkittel, und kleinere Kleidungsstücke mit sich“. Die Ausstattung glich also in allen Stücken wohl der der innerösterreichischen Hirten, die gleichfalls barfuß und mit Oberhemd — Zwilchkittel — außer kurzer Leinenhose bekleidet, baarfuß ihrer Tätigkeit nachgingen, ein wichtiger Gesichtspunkt für das Verhältnis der alten deutschmitteleuropäischen zur slawisch-osteuropäischen Tracht.

<sup>7)</sup> Auch Weißenalbern ist ein bedeutsames Sagengebiet. So heißt es, daß dort Juden begraben seien, das bedeutet: Riesen.



Flachsdörrofen in Riedlingsdorf, Burgenland.



Hölzerner Brechelofen aus Riedlingsdorf.

## Ein hölzerner Brechelofen.

(Mit 2 Abbildungen auf Bildbeilage.)

In Riedlingsdorf, Bezirk Oberwarth, Burgenland steht gegenwärtig noch ein zerlegbarer Brechelofen aus Holz in Verwendung. Das Jahr über wird er zerlegt aufbewahrt. Zur Brechelzeit führt man ihn auf das Feld, wo er über einer Grube zusammengestellt wird. Die Innenflächen werden mit „Kot“ ausgeschmiert. Auf den Bogen der Vorder- und der Rückseite befinden sich je 6 Einkerbungen, in die Längsstangen gelagert werden. Ueber diese wird der Flachs (Haar genannt) gebreitet. Das Feuer muß sehr sorgfältig und recht häufig genährt werden.

Für die Abbildung stellte ich den Ofen auf, ließ aber zur Verdeutlichung eine Längsseite weg. An der Innenfläche der anderen Längswand sind Brandspuren erkennbar. (In der linken unteren Ecke der Feueröffnung.)

Karl Paganini.

## Dr. Eugen Frischauf †.

Vor kurzem verstarb im 68. Lebensjahr der verdienstvolle Heimatforscher, Gründer und langjährige Obmann des Eggenburger Museumsvereins, Notar Dr. Eugen Frischauf. Seit vielen Jahren als erfolgreicher Sammler niederösterreichischer Volkskunst tätig, hat er in hochsinniger Weise das selten vollständige und reichhaltige Ergebnis dieser eifervollen Sammeltätigkeit der Oeffentlichkeit im Krahuletz-Museum zu Eggenburg zur Benützung und Auswertung überlassen. Als Forscher auf dem Gebiet der Namenskunde, der Mundartforschung, und sonstiger Gebiete der niederösterreichischen Volkskunde hat Frischauf sich längst eines anerkannten Rufes erfreut, und auch unserer Zeitschrift ist eine Reihe von wertvollen Beiträgen im Laufe der Jahre von seiner Seite zugekommen. Der gesamte volkskundliche Fachkreis Oesterreichs betrauert tief den allzufrühen Heimgang dieses heimattrauen aufrechten deutschen Mannes, dessen Angedenken bei allen, die ihn kannten, in hohen Ehren gehalten werden wird.

Prof. M. Haberlandt.

## Literatur der Volkskunde.

**Steirisches Trachtenbuch.** Von Konrad Mautner und Viktor Geramb. Vierte Lieferung: Die Zeit der Türkenkriege und der Reformation, mit 49, darunter 18 farbigen Bildern. 1934. Verlag Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz.

In dieser Zeitschrift wurde (XXXVIII, Seite 25 f., XXXVIII, S. 80 f., XXIX S. 24) mit großer Anerkennung das Erscheinen der ersten drei Lieferungen dieses hochbedeutsamen Heimatwerkes gewürdigt. Nunmehr liegt bereits die 4. Lieferung des in rascher Folge fortschreitenden Werkes vor, die sich mit dem Trachtenwesen des 15. und 16. Jahrhunderts und besonders mit der volkstümlichen Bekleidung in Steiermark in diesem Zeitraum beschäftigt, der im wesentlichen weiterführende und ausgestaltende Bedeutung für die

Trachtenentwicklung besitzt. Diese 4. Lieferung ist durch besonders viele, ebenso reizvolle als lehrreiche Abbildungen ausgezeichnet und wird wiederum sehr wirkungsvoll für das ganze Werk in weiten volkskundlichen Kreisen werben.

Prof. M. Haberlandt.

**Walter Diener:** Deutsche Volkskunde. Ein Grundriß. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig 1933.

Es ist sehr zu begrüßen, daß in der außerordentlich verbreiteten Sammlung der Reclam-Büchlein nunmehr auch die Volkskunde ihren gebührenden Platz gefunden hat. Das vorliegende Werkchen, das als „Einführung in die Volkskunde“ zu bezeichnen ist, wird diesem Zweck gewiß in dankenswerter Art dienen. Es werden sowohl die sachlichen Volksgüter (Siedlung, Haus und Hof, Volkstracht), wie Sitte und Brauch, Glaube und Aberglaube in sachkundiger und knapper Darstellung abgehandelt. Es ist das deutsche Volkstum, das hier in seinen Grundlagen Schilderung gefunden hat. Es wäre vielleicht wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser auf die landschaftlichen Besonderheiten wenigstens andeutungsweise hingewiesen hätte. Hans Naumann's Scheidung aller volkstümlichen Erscheinungen in „gesunkenes Kulturgut“ und in „primitives Gemeinschaftsgut“ hat überall entsprechende Berücksichtigung gefunden.

Prof. M. Haberlandt.

**Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.** Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächtold-Stäubli. Bd. I—V. Berlin und Leipzig 1927—1934. Walter de Gruyter & Co.

Nun liegen von diesem vor 7 Jahren begonnenen monumentalen Unternehmen bereits fünf große Bände vor, und es ist eine höchst erfreuliche Verpflichtung der volkskundlichen Kreise durch ihre Fachzeitschriften der rückhaltlosen Anerkennung für das bisher von den beiden Herausgebern Prof. Dr. Ed. Hoffmann-Krayer und Dr. Hanns Bächtold-Stäubli im Verein mit zahlreichen namhaften Mitarbeitern Geleistete Ausdruck zu geben. Die zwei Ziele, die sich das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens von Anbeginn gesetzt hat, die zerstreuten Materialien über die einzelnen abergläubischen Überlieferungen möglichst vollständig zusammenzufassen und sodann Ursprung und Bedeutung des einzelnen Aberglaubens darzulegen, sind für die bisher bearbeiteten zahllosen Stichwörter (A—M) stets im Auge behalten und in vorbildlicher Weise erreicht worden. Grundsätzlich wurde fast von allen Bearbeitern dafür gehalten, möglichst alle erreichbaren Belege beizubringen, so daß überall eher zu viel Literatur mitgeteilt wurde, als zu wenig. Wie vom Anfang in Aussicht gestellt, wurde von den Bearbeitern der Begriff des Aberglaubens durchwegs möglichst weit gefaßt: Feste und Bräuche, die auf alte Kulte zurückgehen, volksmedizinische Anweisungen, Sagenmaterial, das abergläubische Anschauungen abspiegelt, sind überall mit einbezogen worden. Neben den die große Mehrzahl bildenden Spezialartikeln, die einen ganz speziellen Gegenstand in allen Aberglaubenäußerungen vereinzelt darstellen, beanspruchen besonders die mit größter Stoffbeherrschung abgefaßten Sammelartikel, die ganze Gruppen von Objekten

zusammenfassen, sowie die allgemeinen Artikel, die zumeist abstrakte Begriffe behandeln, z. B. Abwehrzauber, Animismus usw. besondere Beachtung der Benützer des Handwörterbuchs.

In mehr als zehnjähriger bewundernswerter Sammelarbeit haben die Herausgeber ein über 600.000 Zettel umfassendes, nach Stichwörtern alphabetisch geordnetes Material zusammengebracht, das den Mitarbeitern zur Verfügung gestellt wurde. Dieses wertvolle Material soll nach Fertigstellung des Handwörterbuches weiter vermehrt werden und den Grundstock für ein Archiv des deutschen Volksglaubens bilden.

So wollen wir dem großen Unternehmen, das bisher die volkskundliche Arbeit schon so vielfach befruchtet und gefördert hat, rüstiges Fortschreiten wünschen. Dem aufrichtigen Dank für die Herausgeber und die Mitarbeiter des Werkes sei im Besonderen auch der Dank an den opferwilligen Verlag angeschlossen, der sich mit der Herausgabe desselben um die deutsche wie überhaupt um die allgemeine Volkskunde ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst erworben hat. Prof. M. Haberlandt.

**O. Menghin:** Geist und Blut. (Wien A. Schroll 1934) 172 S.

Grundsätzliche Erörterungen über Rasse, Sprache, Kultur und Volkstum leitet der Verfasser mit einer Auseinandersetzung der kulturkämpferischen Rolle des Entwicklungsgedankens ein. Wissenschaftlich wäre darüber nun eine Auseinandersetzung notwendig, welche Erkenntnisse von Gesetzmäßigkeiten oder stetigen Bindungen für dieses uralte methodische und heuristische Prinzip sich aus der auch katholischerseits anerkannten freien Willensbildung des Menschen ergeben. Wohl wurzelt diese dank innerer und äußerer Mitgift in der Überlieferung der Geschlechter eines Volks- und Kulturverbandes, wächst aber kraft des ihm eingepflanzten Wollens und Könnens über sie hinaus. Es kann nicht bloß Sache biographischer Individualpsychologie sein, die Rückwirkung auf die Gemeinschaft zu erfassen, die diese zum Fortschritt oder anderen Weiterungen drängt. Vielmehr bestehen hier typische Gesetzmäßigkeiten, die eine theoretische Verknüpfung erheischen, ohne kurzerhand an metaphysische Prinzipien kurzgeschlossen zu werden. Wir nennen sie Entwicklungsvorgänge. Seinem Lehrfach gemäß widmet der Verfasser einen breiten Raum den Grundbegriffen im Rahmen der angenommenen *urgeschichtlichen Entwicklungsperioden* (S. 25) und einschlägigen Fragen der Rassenkunde (29 ff.). Gegenüber der vielfältigen und zünftigen Zergliederung theoretischer Bemühung um die „Erbmasse“ bekennt sich Referent zu einer lebendigen Schau von arteigener Bindung und Führung des Seelenlebens der in der Schöpfung nun einmal unterschiedlich dastehenden Rassen. Der Erlebniswert von Gemütsausdruck, Gebärde und sinnhaft faßbaren Äußerungen des Seelenlebens muß für die seelische Verbindlichkeit der Individuen menschlicher Gemeinschaften als ebenso grundlegend eingeschätzt werden wie das geistige Band der Sprache. Die vom Verfasser ins Auge gefaßte Überordnung des Geistes über den Körper ist über die Anerkennung psycho-physischer Korrelationen hinaus einer jener Überbrückungsversuche nur mit umgekehrtem Vorzeichen, denen die Weltanschauung des Verfassers sonst ablehnend gegenübersteht. Kritische Philo-

sophie und Erkenntnistheorie haben dargetan, daß sie im Bereich des intellegiblen Verstandes inkommensurable Phänomene betreffen.

Tatsächlich macht Verfasser im zweiten Teil des Buches nur von Erhebungen über kultur- und rassenkundliche Korrelationen Gebrauch, und zwar im weitesten Verstand der Kulturschöpfung in Alteuropa. In dem Abschnitt über die Anfänge der Religion verbleibt es bei der Feststellung eisenzeitlicher Hinterlegung von Bärenschädeln und Skeletteilen, die als Opfergaben gedeutet werden; über das Walten des religiösen Gedankens in Geist und Blut verbreitet sich der Verfasser nicht, sagt aber über das Wesen der Kultur: „Kultur ist die Brücke zwischen Geist und Stoff, religio im tiefsten Verstandes des Wortes“. Man wird dem viel Fruchtbare abgewinnen, doch wird man die aus der Ecke des Materialismus geholte Gliederung in materielle, soziale und geistige Kultur in der Kultur- und Volksforschung in diesem Sinne mit einer geisteswissenschaftlichen Synthese überbauen müssen, wie sie die Urgeschichtsforschung für sich in Anspruch nimmt.

In dem vielseitig durchgearbeiteten Problem des Volkstums nimmt die Erörterung blutmäßiger Spannungen einen beachtlichen Raum ein. Sehr ein-sichtsvoll ist auch die Stellungnahme zu den Volksfragen und zwischen-völkischen Fragen des Judentums; die übersichtlich und unvoreingenommen in ihrer grundsätzlichen Dynamik auseinandergesetzt werden, wobei ihre Bedeutung für das deutsche Volk klar hervortritt. A. Haberlandt.

**Karl Benyovszky:** Die alten Preßburger Volksschauspiele. Preßburg, Steiner, 1934, K $\ddot{e}$  18.—.

In begrüßenswerter Weise hat hier der Neuherausgeber und Wieder-erwecker der Oberuferer Schauspiele den Versuch unternommen, aus den bei Schröer recht versteckten Varianten die ganzen Texte der Preßburger Spiele zu rekonstruieren, eine Arbeit, welche umso begrüßenswerter ist, da sie wieder einen Teil des längst vergriffenen Schröerschen Buches ersetzt und andererseits etwas über den Verlust der Handschrift der Preßburger Spiele (1792) tröstet. Ueberraschenderweise ergibt sich aus den nun lesbar vorliegenden Texten, daß die Preßburger Fassung in manchen der Comedia-fassung von 1693 näher steht als das Oberuferer Spiel. Die Oberufer-Forschung ist gelegentlich der Aufführungen von 1933/34 in ein neues Stadium getreten; vielleicht gelingt es jetzt, die Anteilnahme für das große Handschriftenmaterial der Haidebodenspiele wachzurufen, das für diese Frage von größter Wichtigkeit ist und bisher noch nicht veröffentlicht werden konnte!

Leopold Schmidt.

**Karl Benyovszky:** Sagenhaftes aus Alt-Preßburg. Neue Folge. Leipzig, Verlag von Theodor Thomas 1931.

Eine zweite kleine Sammlung der im Volksmund noch immer lebenden Begebenheiten, Sagen und Erzählungen aus Alt-Preßburg, die der Herausgeber in schlichter Form darbietet und mit einigen erläuternden Anmerkungen versehen hat. Es sind meist bekannte und allgemein verbreitete Sagenmotive, die hier aufscheinen, wie die Erlösung von Gespenstern, die weiße Frau, die weinende Marienstatue, mancherlei gespenstige Tiere usw.

Prof. M. Haberlandt.

**Alfons Hilka:** Die Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach, Bd. 1. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XLIII), Bonn, Peter Hanstein, 1933. XXVIII + 223 S. RM 5.—.

Diese ungemein begrüßenswerte Neuausgabe der auch volkskundlich so wichtigen Schriften des Caesarius bringt in ihrem ersten Band neben einer gründlichen Einleitung in die bisherige Caesariusforschung, an der ein Oesterreicher, nämlich Anton Schönbach besonders beteiligt war, Exempla und Auszüge aus den Predigten des Caesarius. Die Ausgabe ist technisch musterhaft, mit einem ausführlichen Verzeichnis der gebotenen Texte sowie mit mehreren Registern versehen, von denen das Verzeichnis der Erzählmotive besonders rühmlich, weil ungemein brauchbar, hervorgehoben sei. Hoffentlich wird es dem berufenen Herausgeber gelingen, auch die beiden weiteren Bände, welche den Dialogus miraculorum und die libri miraculorum enthalten werden, bald herauszubringen. Der verhältnismäßig sehr niedere Preis kann der Verbreitung des wichtigen Werkes nur nützen. Leopold Schmidt.

**A. Karasek — Langer u. E. Strzygowski:** Sagen der Beskidendeutschen. 261 Seiten mit 8 Tafelbildern und 1 Karte. Sagen der Deutschen in Galizien. 336 Seiten mit 7 Tafelbildern, 1 Karte und Ortsverzeichnis. (Ostdeutsche Heimatbücher, herausgeg. von V. Kauder, Bd. 3 und 4, Plauen i. V., Günther Wolff, 1930—32.)

In kurzen Einleitungen geben die vorliegenden Sagensammlungen einen vortrefflichen Ueberblick über die deutschen Siedlungsgebiete, aus denen sie stammen. Es sind dies die Sprachinsel von Bielitz-Biala und ihre Tochter-siedlung, die Anhalt-Gatscher-Sprachinsel, weiters die deutschen Dörfer in der Umgebung von Neusandez und nördlich von Mielec-Kolbuszowa und die weit verstreuten josephinischen und nach-josephinischen Siedlungen im Raum östlich von Przemysl bis Radziechow, Lemberg und Tarnopol, Stanislaw und Kolomea. Unter diesen Voraussetzungen gewiß das Sagengut erhebliche kultur- und volksgeschichtliche Bedeutung, da es je nach Alter und Lage der Ansiedlungen verschiedene Entwicklungsformen und Abwandlungen unter dem Einfluß der natürlichen und fremdvölkischen Umwelt aufweist. Wesentlich für diese Feststellungen ist die genaue Kenntnis der Verfasser vom Sagengut auch auf dem schlesischen Mutterboden und die getreue Festlegung des Sagenstoffes unmittelbar aus dem Volksmund, die in der Tat vorbildlich genannt zu werden verdient. Der Stoff ist gut gegliedert und durch einen sorgfältig ausgearbeiteten Sachweiser handsam gemacht. Die Sagenforschung rückt damit in die Reihe der für das lebendige Volkstum arbeitenden Wissenschaften.

A. Haberlandt.

**G. Schütte:** Our Forefathers, the Gothonic Nations. A Manual of the Ethnography of the Gothic, German, Dutch, Anglo-Saxon, Frisian and Scandinavian peoples. Vol. II. Cambridge University Press 1933. 482 Seiten mit 20 Kartentafeln.

Man wird dieses Werk auf lange Zeit hinaus das Handbuch zur Frühgeschichte der germanischen Völker nennen. Mit unerhört sorgfältiger kritischer Sichtung bietet es den gesamten Quellenstoff zur Namensgeschichte, Volksgeschichte, zu ethnographischer Stellung und Stammesgliederung der frühgeschichtlichen Germanenvölker so knapp und zweckvoll angeordnet dar, daß ein bisher fast unüberschaubares Gebiet der Altertumskunde damit wohl

zu klarster Uebersichtlichkeit gebracht ist. Es gibt über die wissenschaftliche Rangordnung der Quellen Aufschluß, verzeichnet alle legendarischen Ueberlieferungen ebensowohl wie es die Probleme der Typenreihen in der Namentgebung mit voller Stoffbeherrschung angeht. Die Ueberprüfung des vorgelegten Stoffes durch R. Much, bürgt dafür, daß damit den besten Kennern genug getan ist. Für den Volksforscher ist vor allem beachtlich, daß Schütte dem auch vergleichsweise jeweils eine Uebersicht über die heutige Mundartgliederung und völkisch-überlieferte Einrichtungen wie das Hauswesen anfügt. Es werden alle Meinungen und Erhebungen über die Stammesherkunft der landesüblichen Hausformen im ganzen germanischen Siedlungsbereich unter Beigabe von Kartenbildern, soweit sie wissenschaftliche Geltung beanspruchen, angeführt. Nicht daß sie alle richtig wären . . . Aber nur in der gewissenhaften und sachlichen Aufzeichnung ihrer einheitlichen Feststellungen wie ihrer Unstimmigkeiten wird es möglich, jenen Standpunkt positiver Kritik einzunehmen, die einer sorgfältigeren und kritischeren Bearbeitung auf den Weg hilft. Sie zu leisten ist eine Aufgabe der Hausforschung, zu der sie dieses Buch geradezu verpflichtet. Es gibt endlich auch dem vielgebrauchten aber ebensowenig bisher klar heraus gearbeiteten Begriff der „Ostgermanen“ die erforderliche Einordnung nach Zeiten und Ländern. In all dem ist dies Standardwerk jedem wissenschaftlichen Volksforscher ein absolut unentbehrlicher und nicht hoch genug einzuschätzender Wegweiser. **A. Haberlandt.**

**Fritz Fremersdorf:** Der römische Gutshof Köln-Müngersdorf. 138 Seiten mit 1 Farbtafel, 58 Tafeln und 11 Textabbildungen. (Röm.-Germ. Forschungen der R.-G. Ko. d. D. Arch.-Inst. Frankfurt a. M., Bd. 6), Berlin, Walter de Gruyter, 1933.

Angesichts des zunehmenden Interesses, das der Frage des römischen Siedlungsbestandes und der Neu- und Nachbesiedlung des Rheinlandes durch die Germanen der Völkerwanderungszeit zukommt, sind authentische Belege für das römische Siedlungswesen von besonderem Wert auch für den Volksforscher. Unter Beihilfe von Arbeitslosen konnte auf der neu angelegten Jahnwiese des Kölner Stadions die Planung einer römischen Gutsanlage mit aller wünschenswerten Genauigkeit festgelegt werden und die beigelegten wie schon für die römische Villa in Mayen von Hermann Mylius einwandfrei durchgeführten Rekonstruktionen zeigen, daß ganze Arbeit geleistet wurde. Bauart und Grundriß dieses Gutshofes, der um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts einfach aufgegeben worden sein dürfte, zeigen tiefgehende Unterschiede gegenüber germanischem Bauwesen. Das Herrenhaus: ein großer Langbau mit Eckrisaliten, einem hallenartigen Herdraum (atrium), nachträglich angelegten Baderäumen und Gemächern mit Hypokausten, an den Längsseiten richtige Säulengänge, dazu geräumige — doppelreihige — Stallung, ferner ein turmartiger Speicher und eine gemauerte Scheune, die nach Pfahlspeicherart im Innern einen auf Pfeilerchen errichteten Hängeboden besaß; das alles sind den Germanen artfremde Baugestalten und man muß sich solchermaßen den Abstand zwischen ihren Siedlungswesen und der römischen Zivilisation doch ziemlich groß vorstellen. Die prächtigen Bildtafeln runden das Bild der Kleinfunde und geben vor allem über die Begleitkeramik des in der Nähe befindlichen Brandgräberfeldes mit genauen Profilzeichnungen Aufschluß.

**A. Haberlandt.**

## Vierzig Jahre Verein und Museum für Volkskunde.

Eine Rückschau und ein Ausblick in die Zukunft von  
Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Mehr als ein Menschenalter ist verflossen, seit der von mir in Gemeinschaft mit Dr. Wilhelm Hein gegründete Verein für österreichische Volkskunde ins Leben trat. Auf vierzig Jahre umfassender sorgen- und mühevoller Arbeit im Dienste der volkskundlichen Wissenschaft und der österreichischen Volkstumspflege blicken wir heute zurück, und mit berechtigter Genugtuung dürfen wir wie auf all die geleistete Arbeit auf ihre reichen und erfreulichen Ergebnisse verweisen.

In allen Kulturstaaten begann sich im Gründungsjahr unseres Vereines und Museums, 1894, das Interesse für Volkskunde und Heimatforschung zu regen. In Oesterreich übernahm unser Verein diese vom Zeitgeist geforderte kulturelle und wissenschaftliche Aufgabe. Sie begegnete hier, wo die unparteiische, wissenschaftliche Pflege auch eine besondere nationalpolitische Bedeutung besaß, infolge der ethnographischen Mannigfaltigkeit der Bevölkerung zunächst wohl ungewöhnlichen Schwierigkeiten. Indessen wurde unser Verein mit seinen beiden von mir begründeten und ausgestalteten Hauptschöpfungen, der *Zeitschrift* und dem *Museum für österreichische Volkskunde* bald der unbestrittene Führer der volkskundlichen Bewegung in Oesterreich und hat durch seine streng wissenschaftliche Haltung gegenüber überspanntem Nationalismus, seinen Arbeits- und Sammeleifer auf die gesamte volkskundliche Arbeit in Oesterreich vorbildlich und aneifernd eingewirkt.

Die Rückschau auf unsere vierzigjährige Arbeit wird zunächst mit Freude auf die reiche wissenschaftliche Ernte verweisen dürfen, die in den neuunddreißig Bänden unserer Zeitschrift nebst 15 Ergänzungsbänden eingebracht wurde. Wir hatten die Genugtuung, daß sich mit der Zeit wohl sämtliche Volksforscher von Ruf und Namen als Mitarbeiter einstellten. Sowohl die besten Namen der älteren Generation, ein Alois Riegl, Theodor Vernaleken, Wichner,

Helfert, Marie Andree-Eysn, Alois John und zumal Max Höfler, dessen Studien über die Geschichte der Gebildbrote zum großen Teil bei uns erschienen sind, wie die Arbeiter der jüngeren Generation haben Seite an Seite mit uns geforscht und gearbeitet. Der österreichischen Hausforschung, bei uns besonders von Anton Dachler gepflegt und gefördert, der sachlichen Volkskunde zumal, der Trachtenkunde, dem Brauchtum und der Volkssitte, der Sagenkunde und der Märchensammlung galten regelmäßig viele Beiträge unserer Mitarbeiter. Dem Volksschauspiel flossen viele Beiträge zu, und ein stattlicher Ergänzungsband der Zeitschrift (XI) ist einer ganzen Sammlung alter steirischer Spiele gewidmet. Nicht mindere Pflege fand auch das österreichische Volkslied, und wir erfreuten uns seit vielen Jahren hiebei der regen Zusammenarbeit mit dem verdienstvoll wirkenden Deutschen Volksgeangsverein. Es ist unmöglich, alle Zweige der Volkskunde zu nennen, die in unserer Zeitschrift Bearbeitung gefunden haben und vollends unmöglich aller Mitarbeiter gebührend zu gedenken, unter welchen in späteren Jahren eine Schar zum Teil aus meiner Universitäts-hörerschaft hervorgegangener jüngerer Gelehrte sich auf das Rühmlichste betätigten. Im letzten Decenium hat vollends ein weiterer Kreis jüngerer Akademiker, die Prof. Arthur Haberlandt herangebildet hat, sich um den entsprechenden Weiterbau unserer Zeitschrift bemüht. Aber auch die außerösterreichische Volkskunde fand in unseren Kreisen stets Förderung und besonders die tschechoslavische, die polnisch-ruthenische, und zumal die südslavische Ethnographie gelangte in unserer Zeitschrift vielfach zur Behandlung. Speziell der letzteren sind grundlegende Arbeiten auch in den Ergänzungsbänden IX, X, XII, XIII und XV von S. Čurčić, J. Piprek, Arthur Haberlandt und Edmund Schneeweiss gewidmet. Nicht vergessen sei auch der umfassenden referierenden und kritischen Tätigkeit unserer Zeitschrift, die durch alle 40 Jahre in sachkundigen Besprechungen eine möglichst vollständige Uebersicht über die literarischen Erscheinungen auf dem Gebiet der österreichischen und allgemeinen Volkskunde zu liefern sich bemüht hat.

Mit dieser vergleichend wissenschaftlichen Einstellung unserer Zeitschrift und unserer übrigen Veröffentlichungen wurden zugleich auch die verbindenden Brücken geschlagen, die heute unserem Verein seine führende Stellung im Ausbau der europäischen Volkskunde sichern.

Unser Verein ist seit vielen Jahren ein tätiges Mitglied des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde, mit deren hervorragendsten Persönlichkeiten wir in ständiger Verbindung stehen; wir erfreuen uns der unmittelbar nach Abschluß der kriegerischen Wirren einsetzenden Zusammenarbeit mit der schwedischen Forschung; Schweiz, Holland, Belgien, Finnland und neuerdings auch Ungarn, Jugoslawien, Italien und Rumänien sind in diesen Kreis einträchtig arbeitender europäischer Volkskunde einbezogen.

Wenn die Gesamtheit unserer Zeitschrift somit eine eindrucksvolle wissenschaftliche Gesamtleistung darstellt, so darf dem mit gleicher Genugtuung die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der österreichischen Volkskunst wie sie durch unsere grundlegenden großen Publikationen („Österreichische Volkskunst“ I—II, „Werke der Volkskunst“ I—III, „Volkskunst der Balkanländer“) gewonnen erscheint, zur Seite gestellt werden. Im engsten Zusammenhang mit dem Museum für Volkskunde erschien endlich auch das große, dem neuen Deutsch-Oesterreich gewidmete Prachtwerk: „Oesterreich, sein Land und Volk und seine Kultur“, das ich in Verbindung mit zahlreichen unserer Museumsfreunde 1927 herausgab und das bisher in zwei Auflagen mit 18.000 Exemplaren in Oesterreich und Deutschland die wärmste Aufnahme fand.

Mit besonderer Genugtuung wende ich mich nun der Rückschau auf die mühe- und sorgenvolle Gründung und Ausgestaltung unseres Museums für Volkskunde zu, welche wir mit dem allergrößten Nachdruck als die eigentliche Hauptschöpfung unserer vierzigjährigen Arbeit rühmen dürfen. Stets mit dem Mangel an Geldmitteln, an Raumnot und besonders an Zeit und Muße schwer und opfervoll kämpfend habe ich während der ersten 20 Jahre seines vorbereitenden Bestandes in den beschränkten Mieträumlichkeiten des Börsengebäudes trotzdem die Sammlungen des Museums auf eine Höhe bringen können, die ihre endliche Unterbringung und sachkundige Aufstellung im eigenen selbständigen Gebäude zur gebieterischen Lebensnotwendigkeit des Institutes machte. Wir verdanken es dem machtvollen Eintreten des unvergeßlichen Museumsprotektors, des für alles österreichische Volksgut eifrigst eingenommenen Erzherzogs Franz Ferdinand, daß die Wiener Stadtverwaltung im Jahre 1914 unserem Museum, das im Besitz der Stadt befindliche Schönbornpalais als sein künftiges Heim mietweise überließ.

Hier hat es in schwerster Kriegszeit nach gänzlicher Renovierung des altertümlichen Gebäudes und nach der unter unsagbaren Schwierigkeiten vollzogenen Uebersiedlung der Sammlungen seine völlige Neugestaltung in 54 Sälen und Zimmern erfahren. Mit seinem Sammlungsbestand von über 42.000 Museumsobjekten zählt es nunmehr wohl zu den größten und bedeutendsten volkskundlichen Museen Europas. Das hauptsächlich in glänzender Weise vertretene Sammlungsgebiet des Museums ist D e u t s c h ö s t e r r e i c h. Die bodenständige volkstümliche Kultur, Arbeit und Kunst der deutschen Alpenländer und des Deutschsudetenslandes in allen ihren Aeußerungen sind hier zur Darstellung gebracht. Weitere belehrende Sammlungsgruppen beziehen sich auf die Volkskunde der Tschechoslowaken, der Polen und Ruthenen, sowie der Südslaven und Romanen, also sämtlicher im früheren österreichischen Staatsrahmen zusammengefaßten Nationalitäten. Endlich ist — um die bestehenden kulturellen Zusammenhänge im weiteren europäischen Umkreis aufzuzeigen — auch eine Reihe von volkskundlichen Gruppen aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Italien und besonders aus den Balkangebieten zusammengebracht worden, so daß das Wiener Museum für Volkskunde wohl als einziges wissenschaftliches Institut mit dem reich hervorragenden österreichischen Sammlungskern auch zugleich über eine allgemeine mitteleuropäische Sammlung großen Stils verfügt. Nicht vergessen sei auch der stattlichen Bibliothek mit ihrem ansehnlichen Zeitschriftenbestand, die das Institut einem zahlreichen wissenschaftlichen und künstlerischen Benützerkreis zur Verfügung hält.

Der hohe Bildungswert dieses Museums liegt, von der Oeffentlichkeit, allen zuständigen Faktoren, und seinen zahlreichen Besuchern besonders aus der Lehrerschaft und der studierenden Jugend dankbar anerkannt, auf der Hand. Die heimische nationale Kultur, das österreichische Volkstum zumal mit seiner glücklichen, künstlerischen Begabung ist in eindrucksvollster Art zur Darstellung gebracht. Als Unterrichtsmittel für die gesamte Jugend unserer Stadt und des ganzen Landes, als Pflanzschule des gewerblichen künstlerischen Schaffens im heimattrauen Geiste, als Wahrzeichen Deutschösterreichs und seiner kulturellen Mission in seiner bisherigen Völkerumwelt hat unser Museum seit seiner Gründung und besonders in seiner Neugestaltung seit 1920 auf das öffentliche und wissenschaftliche Leben mit allgemein ehrenvoll anerkannten Erfolgen gewirkt. Zur Würdigung dieser Leistung darf ergänzend

gesagt werden, daß die Schaffung des Museums neben der wissenschaftlichen vor allem auch die ausgedehnteste organisatorische und musealtechnische Arbeit vieler Jahre erfordert hat, und daß unsere Gesellschaft diese ihre Schöpfung auch finanziell der Hauptsache nach mit *p r i v a t e r* Hilfe aufzubauen hatte.

Wir haben uns bei der Schaffung unseres Museums in der schwersten schicksalvollen Zeit der besonderen Anerkennung und der Fürsorge des früheren kaiserlichen Hauses, des verewigten Erzherzogs Franz Ferdinand und besonders auch des Kaisers Karl zu erfreuen gehabt, der in den Jahren 1917—1918 unserem Institute das Gewicht seines Namens verlieh. Wir haben auch von der alten Staatsregierung und allezeit von der Unterrichtsverwaltung die dankenswerteste Förderung und Unterstützung erfahren, wenn auch der leitende Gesichtspunkt dabei stets blieb, die volkskundlichen Bestrebungen hätten sich in erster Linie auf die Bevölkerung selbst zu stützen. Dieser Parole gemäß haben wir stets gehandelt und haben wenigstens in einem erlesenen Kreis von Freunden und Gönnern unserer vaterländischen Bestrebungen offenen Sinn und offene Hand gefunden. Ich nenne hier mit besonderer Dankbarkeit die Namen Philipp und Paul Schöller, Fürst Johann Liechtenstein, Anton Dreher und Rudolf Trebitsch, an deren Einsicht und Opferwilligkeit ich mich niemals vergeblich gewendet habe, wenn es galt, wertvolle Volks- und Kunstgüter unserem Museum zu retten. Ebenso erfuhren wir durch viele Jahre bis auf den heutigen Tag die dankenswerteste Unterstützung von Seiten der Stadt Wien, der Wiener Handels- und Gewerbekammer, sowie durch den Verein der Museumsfreunde. Mit der Vollendung des dreißigjährigen Bestandes unseres Vereines im Jahre 1924 fiel eine bedeutsame organisatorische Neuerung in der Verwaltung des Museums zusammen, indem das Ministerium für Unterricht und die Gemeinde Wien durch je zwei Vertreter gleichmäßig mit unserem Verein die Obsorge für die Erhaltung des Museums für Volkskunde übernommen haben, die bis dahin als überaus drückende und verantwortungsvolle Bürde vom Verein ausschließlich getragen worden war. Wir danken beiden öffentlichen Faktoren auf das wärmste für ihre bisher gewährte bedeutungsvolle Unterstützung und erbitten und erhoffen sie in gleichem Ausmaße auch für die Zukunft.

Mit pietätvoller dankbarer Erinnerung gedenken wir heute an diesem Tage befriedigter Rückschau der zahlreichen Helfer und Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werke; der verewigten früheren Präsidenten des Vereines, der Freiherren von Gautsch und Helfert und der Grafen Johann Harrach und Vinzenz Látour, die ebenso wie der in den schlimmsten Kriegsjahren 1914—1920 an der Spitze des Vereines und Museums stehende tatkräftige Graf Rudolf Traun-Abensperg mit ihrem ganzen Einfluß und großem Interesse für die Vereinsbestrebungen eingetreten sind. Mehrfache finanzielle Hilfe brachte zur Zeit der Übersiedlung und des Neuaufbaus des Museums in dankenswerter Art Frau Gräfin Nandine Berchtold an der Spitze eines eifrig tätigen Damenkomitees. Ebenso haben die Vizepräsidenten Hofrat V. Jagić, Oskar Höfft, Sektionschef Dr. Breycha, Professor E. Oberhummer sich stets auf das Wärmste der Sache unseres Vereines und Museums angenommen. Ich gedenke auch mit herzlichster Dankbarkeit der wertvollen Unterstützung durch die zahlreichen namhaften Persönlichkeiten, die in allen Jahren bis auf diesen Tag im Vereinsausschuß ihre Mitwirkung geliehen haben.

Wenn ich bei Bewältigung der schier übergroßen wissenschaftlichen und musealen Arbeit, die ich von 1894—1911 im Nebenamte zu leisten hatte, in den ersten fünfzehn Jahren die Hauptlast getragen habe, so wurde mir die eifrigste und wirksamste Unterstützung seit einem Vierteljahrhundert vor allem von Seite meines treuesten Arbeitsgenossen, den mir die Natur selbst an die Seite gestellt hat, vom Univ.-Professor Arthur Haberlandt zuteil. Ihm, der seit 1923 als mein Nachfolger in der Leitung des Museums unermüdlich, umsichtig und energievoll wirkt, gebührt für alle frühere und gegenwärtige erfolgreiche und begeisterte Arbeit Dank und Anerkennung aller Kreise, denen das Gedeihen und die hoffnungsvolle Entwicklung der volkskundlichen Arbeit in Oesterreich am Herzen liegt.

Mit Freude und Genugtuung darf ich nach diesem Rückblick, wie wir ihn heute befriedigten Herzens auf eine lange Epoche hinter uns liegender erfolgreicher Arbeit werfen durften, feststellen, daß auch der Ausblick auf die Zukunft unserer Bestrebungen ein aussichtsvoller und trostreicher ist. Die österreichische Heimatbewegung, vertreten durch die junge, eifrige, österreichische Heimatgesellschaft und die zahlreichen ihr angegliederten, heimatische Volkskunst, Volksbrauch und Trachten pflegende Vereine,

schließt sich mit jugendlichem Eifer unserem Institute und seiner Arbeit an; die junge volkskundliche Arbeitsgemeinschaft an der Universität, der deutsche Volksgesangverein arbeiten Schritt um Schritt mit uns. So dürfen wir hoffen, daß die größte unserer Aufgaben, die Pflege der Volkskunde zu einer Bildungs- und Herzenspflicht jedes Volksgenossen zu erheben, immer größere Erfolge in den breitesten Schichten unserer Bevölkerung erzielen werde. Nicht abseits vom großen Lebens- und Arbeitsstrom des Volkes auf rein wissenschaftlicher hoher Warte soll künftighin die Volkskunde verharren, sondern in sicherem Besitz der geretteten Volksgüter und aller kostbaren Volksüberlieferungen kann und soll und wird sie mehr als je durch Schule und Lehre, durch Beispiel und Anschauung ein idealer Regulator des Volkslebens, ein verlässlicher Wegweiser aus der Vergangenheit in die Zukunft sein. In unserem gesamten Werke, zumal in unserem Museum für Volkskunde, ein starkes Bollwerk unseres Volkstums und einen unerschöpflichen Kraftspeicher des Heimatsinnes aufgebaut zu haben, ist so unser edelster Stolz und unsere stärkste Hoffnung für die Zukunft!

---

## **Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.**

### **Die Verehrung des heiligen Patritius in der Oststeiermark und im angrenzenden Nieder- Oesterreich.**

Von Leopold Teufelsbauer.

In der kleinen aber gehaltvollen Schrift „Einführung in die Volkskunde“ hat der Verfasser M. Haberlandt den Wunsch ausgesprochen, daß sich allerorten die heimatkundlichen Forscher in den Dienst der *Erforschung der religiösen Volkskunde* stellen möchten. Es liegt hier ein Gebiet vor uns, das, so bedeutend es für die Erkenntnis des geistigen Werdeganges unseres Volkes ist, doch noch vieler Kleinarbeit bedarf, ehe an die Beantwortung größerer Fragekreise herangetreten werden kann. Dazu gehört auch die Verehrung verschiedener Heiliger als Viehpatrone. Einzelne von ihnen, wie der heilige Leonhard oder der heilige Antonius sind weit bekannt, andere aber wie der heilige Chrysanth in Osttirol, St. Sebald in der Umgebung von Waidhofen a. d. Ybbs, St. Patriz in der Oststeiermark genießen nur lokale Verehrung. Wie sind sie dazu

gekommen, wann taucht ihr Kult auf, in welcher Form äußert er sich, das sind interessante Fragen des religiösen Brauchtums. Für die Verehrung des heil. Patritius in der Oststeiermark und im angrenzenden Nieder-Oesterreich soll hier ein Beitrag gebracht werden, zumal sein Kult ziemlich unbekannt ist. Weder Samson, „Die Schutzheiligen“, noch Künstle, „Ikonographie der Heiligen“, noch Hoppe, „Des Oesterreichers Wallfahrtsorte“, erwähnen ihn.

Die Arbeit des Landmannes ist vielen Fährlichkeiten ausgesetzt. Ein vernichtender Hagelschlag, eine Feuerbrunst, eine einbrechende Viehseuche kann sein Hab und Gut vernichten und ihn dem wirtschaftlichen Untergang nahebringen. Es ist darum begreiflich, daß er Schutz vor diesen Gefahren sucht. Eine wirksame irdische Abwehr konnte er in früheren Zeiten nicht finden und selbst in heutiger Zeit ist sie nur teilweise möglich. Darum geht der Blick des Bauern zu den himmlischen Mächten, zu Gott und seinen Heiligen. Die katholische Lehre betont, daß alles Gnadenwirken nur von Gott ausgehen könne und nur ihn zum Urheber habe. In dem Glaubenssatze von der Gemeinschaft der Heiligen betont sie aber auch, daß die Seligen im Himmel mit den Menschen dieser Erde verbunden bleiben, indem sie bei Gott Fürbitte für ihre Brüder auf Erden einlegen. Dem Menschenherzen liegt es nun nahe auch seine irdischen Sorgen ihnen anzuempfehlen und da gerade zu jenen die Zuflucht zu nehmen, die auf Erden demselben Stande angehört haben oder zu denen man besonderes Vertrauen hat. So kam es zur Verehrung bestimmter Heiliger in einzelnen Anliegen. „Für jede Not hat das Volk“, so sagt Andree, Votive und Weihegaben, Seite 7, „seinen besonderen Heiligen, dem es Kirchen und Kapellen erbaut, in denen es sein Bild aufstellt und dem es Opfer darbringt. Hier, an geweihter Stätte, wirkt der Heilige besonders kräftig, hier ist er zuhause, fühlt sich das zu ihm betende Volk ihm nahe, hier tritt es gleichsam in persönlichen Verkehr zu ihm.“ In dem Wechselgebiet findet so der heil. Patritius Verehrung als Viehpatron.

Die Mittelpunkte seines Kultes sind die dem Augustiner-Chorherrenstifte Vorau einverleibte Pfarre Wenigzell in der Oststeiermark, wo ihm ein Seitenaltar geweiht ist, wie auch die Pfarre Pöllauberg, einst zu dem jetzt aufgehobenen Chorherrenstifte Pöllau gehörig, die gleichfalls einen Patrizialtar hat. Im Süden Steiermarks erscheint als Verehrungsstätte die Patrizikirche bei Hollenegg, in der Nähe von Deutsch-Landsberg. Alle drei genannten Orte sind Wallfahrtsstätten, wenn auch der Besuch besonders durch Prozessionen teilweise schon sehr stark zurückgeht. Wallfahrtsscharen kamen

vor dem Kriege nach Wenigzell: 1. Von Kaindorf am letzten Sonntag im April, 2. von Passail und Kaibing am 6. Sonntag nach Ostern, 3. von Kirchau in Nied.-Oest. jedes zweite Jahr am 2. Sonntag nach Pfingsten, 4. von Raach in Nied.-Oest. am 3. Sonntag nach Pfingsten, 5. von Gschaidt bei Hochneukirchen, Nied.-Oest. und von Stanz im Mürztale am 4. Sonntag nach Pfingsten, 6. von Hohenbruck bei Waltersdorf in Steiermark am Schutzengelssonntag (einst der erste Sonntag im September, jetzt der erste Oktobersonntag), 7. von Mariazell und Aflenz am 3. Sonntag im Oktober, 8. von Maria Rehkogel bei Bruck a. d. Mur am 4. Sonntag im Oktober. Die Prozessionen von Kirchau, Mariazell-Aflenz und Maria Rehkogel erscheinen heute nicht mehr. In Pöllauberg ist nur am Festtage (17. März) ein stärkerer Besuch von Pfarrleuten und Fremden. Sonst läßt sich die Verehrung des Heiligen noch nachweisen in Schäßfern in Steiermark (Seitenaltar), Sinnersdorf bei Pinggau (Kapelle), Mürzzuschlag (Statue), Maria Schutz in Nied.-Oest. (Seitenaltar), Kirchau in Nied.-Oest. (Seitenaltar), Litzelsdorf (Kirchenpatron) und Rotenturm im Burgenland (Bild in der Kirche). Bedeutend größer ist noch die Zahl der Orte, wo er von der bäuerlichen Bevölkerung verehrt und Messen zu seiner Ehre bestellt werden, ohne daß der Kult durch Statuen oder Bilder sichtbar zum Ausdruck käme. Wir können hier den U m k r e i s annähernd vom Mürztal in Steiermark über den Semmering, Pfarre Priggglitz, Schwarzwaltal gegen Lichtenegg, Kirchschatz, das Pinkatal abwärts bis zur ungarischen Grenze und noch hinübergreifend nach Güssing ziehen (durch Nachfragen festgestellt). Von hier geht es ins Pinkatal zurück (in Stegersbach vertritt schon der hl. Aegydius die Stelle des hl. Patriz), von Grafendorf über Pöllau und Passail zum Mürztal.

Doch war früher die Verehrung noch bedeutend ausgedehnter, wie die Prozessionen von Mariazell und Aflenz zeigen. Auch die Pfarrkirche in Hernstein in N.-Oe. hat eine eigene Seitenkapelle mit dem Bilde des hl. Patritius, das ein in Piesting als Sommerfrischler weilender Maler mit dem Decknamen Schmidt, im Jahre 1880 für 28 Gulden anfertigte. Heute merkt man von einer Verehrung dort nichts mehr. Nur St. Leonhard wird angerufen (Mitteilung des Pfarramtes). Im Donnersbachtal findet der hl. Patritius, wenn ich mich einer Bemerkung Reiterers gut erinnere, ebenfalls Verehrung.

Der Heilige wurde, um vorerst seine L e b e n s g e s c h i c h t e kurz zu schildern, im Jahre 389 zu Kilpatrick in Schottland als Sohn des Diakons Calpornius geboren. Von plündernden Iren 405 geraubt, mußte Sucat, wie vordem sein Name lautete, die Herden hüten. Als sich ihm Gelegenheit bot, floh er nach Gallien und trat hier in das Kloster Marmoutier und dann beim heiligen Germanus in Auxerre ein. Zum Missionär ausgebildet und zum Bischof geweiht, kehrte er 432 nach Irland zurück, um hier den Glauben zu verkünden und die Tätigkeit des heiligen Palladius fortzusetzen. Nun nahm er den Namen Patritius an. Nach einem Besuche bei Papst Leo dem Großen stiftete er um 444 die Metropole Armagh. Er starb nach

opfervollem, segensreichen Wirken 461 zu Glanmorganshire. Sein Fest wird in der Kirche am 17. März gefeiert. Der üppige Legendenkranz, der sich bald um sein Leben rankte, zeigt, wie tief und nachhaltig seine Persönlichkeit auf die Zeitgenossen einwirkte. Man erzählt von ihm, daß er als Hirte einst einem Wolfe, der ihm ein Schaf raubte, befahl es wiederzubringen. Und tatsächlich trug das Untier am nächsten Tage die Beute wieder zurück. Als einst eine Kuh, die besessen war, 5 andere zu Tode stieß, erweckte diese Patritius zu neuem Leben und heilte die kranke Kuh. Vom Heiland soll er einen Stab erhalten haben, mittels dessen er alle schädlichen Schlangen und Tiere von der Insel vertrieb. Am bekanntesten ist wohl die Erzählung, daß er einst ungläubigen Irländern in einer wilden Höhle Lough Derg die Qualen des Fegefeuers schauen ließ, worauf sich diese sofort bekehrten. (A. SS. Tom. II. Martii 585, Kirchl. Handlexikon, II. Bd., S. 1363.) Patritius wurde der irische Nationalheilige, dessen Namen sicher jeder zweite Irländer trägt, so daß Pat zur Scherzbezeichnung der Irländer wurde.

Durch die irischen Glaubensboten kam die Verehrung des heil. Patritius auch nach Deutschland. Ein Freisinger Missale aus dem 10. Jahrhundert verzeichnet im Kalendarium zum 17. März: „In scotica Patricii confessoris“ (sc. festum), ebenso zeigt eine gleichaltrige Litanei seinen Namen (A. Lechner, Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Bayern, Seite 11 und 29). Auch ein Kalendarium aus dem XI./XII. Jahrhundert aus Regensburg erwähnt zum angeführten Tage nur seinen Namen. (Lechner, A. a. O., Seite 211.) Als der Zuzug irischer Mönche aus der Heimat immer mehr versiegte, schwindet auch der Name dieses irländischen Heiligen aus den Heiligenverzeichnissen Bayerns, die auch für Oesterreich gelten, und es erscheint am 17. März überall nur einzig die deutsche heilige Jungfrau Gertrud, die auch heute noch im Volke bekannt ist. Erst ein Kalendarium von St. Nikolaus in Passau aus dem Jahre 1481 verzeichnet wieder Patritius, aber nun nach Gertrud, sodaß die spätere Hinzufügung klar wird. (Lechner, A. a. O., Seite 191.) Wir können darum als sicher annehmen, daß der Name des heiligen Patritius mit den irischen Glaubensboten und Mönchen wohl im Frühmittelalter nach Deutschland kam, seine Verehrung aber ist, wie das Fehlen alter Patrozinien zeigt (M. Fastlinger, Die Kirchenpatrozinien in ihrer Bedeutung für Altbayerns ältestes Kirchenwesen, 50. Bd. des oberb. Archivs, Seite 339 ff.) nicht ins Volk gedrungen.

Es bedurfte erst einer zweiten Welle und diese ging von den regulierten Chorherrn aus. Nach der Eroberung Irlands übergaben die siegreichen Normannen im XII. Jahrhundert den regulierten Augustiner-Chorherrn ein Kloster, das in der Nähe jener Höhle lag, an die sie die schon erwähnte Fegefeuerlegende vom heil. Pátritius knüpfte. Die Chorherrn übernahmen nun die Pflege dieser Erinnerung und rechneten bald den berühmten Heiligen, von dem man wußte, daß er in einem Kloster geweiht, unter ihre Ordensgenossen. Im Jahre 1522 wurde die Lebensgeschichte des Heiligen in ihr Ordensbrevier aufgenommen. Damit verbreitete sich seine Verehrung innerhalb der Augustinerchorherrnstifte. Die Erfindung der Buchdruckerkunst ermöglichte auch weithin die Kenntnis seiner Lebensverhältnisse und der sich daran knüpfenden Legenden. 1514 verlies die erste Lebensschilderung des heil. Patritius, verfaßt von Jocelinus, in Antwerpen die Presse. 1627 erschien eine Geschichte des Heiligen aus der Feder des Richard Stanihurst gleichfalls in Antwerpen in Druck und 2 Jahre später eine von Philipp Osulleoanus in Madrid, nachdem schon das Buch des Jocelinus 1624 in Paris neuaufgelegt worden war. Diese schnell hintereinander folgenden Ausgaben lassen deutlich ein erhöhtes Interesse auf dem europäischen Festlande für den bisher fremden Heiligen erkennen, wozu nicht wenig die harte Verfolgung, wie auch das heldenhafte Bekenntnis der irischen Katholiken im Gefolge der englischen Reformation beigetragen haben mag. Die in Auswirkung des Tridentiner Konzils durchgeführte Reform des Breviers (1568) und Meßbuches (1570) führte zur Ausbreitung der Kenntnis vom Leben und Wirken des Heiligen auch unter dem Weltpriesterstande. Erschien ja sein Fest am 17. März an bevorrechteter Stelle, ohne daß der bis dahin gefeierten heil. Gertrud Erwähnung gemacht wurde. Der Name blieb aber anfänglich noch ungebräuchlich. Im Jahre 1609 wurde in Salzburg am Sebastians-Friedhofe ein Patricius Stuard begraben und dieser wird bezeichnenderweise „ein vertriebener engelländischer Priester“ genannt. (Oesterr. Kunsttopographie, Bd. 9, Seite 134.)

So gelangte wahrscheinlich im Laufe des 17. Jahrhunderts die Verehrung des heiligen Patritius auch in das Augustiner Chorherrenstift Voralpe und von dort durch die Stiftspriester auch auf die einverleibten Pfarren, besonders nach Wenigzell, das als Kirchenpatronin die heil. Margareta hat. Vorher dürfte der heil. Erhard hier als Viehpatron verehrt worden sein. Das läßt wohl die

Nähe des vielbesuchten Wallfahrtsortes St. Erhard in der Breitenau vermuten, dessen Kirche aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammt und stets dem Heiligen geweiht war, wie auch das strichweise Auftreten des Heiligen neben dem heil. Patriz auf eine ausgedehntere Verehrung hinweist. So zeigt die Marktkirche in Vornau selbst ein Bild, in dem nur der heil. Erhard als Viehpatron dargestellt ist. Auch in Kirchberg am Wechsel lebt er in der Erinnerung des Volkes weiter und wird zugleich mit dem heiligen Patritius als Viehpatron angerufen. Wann die Verehrung des heil. Patritius in Wenigzell auftaucht, läßt sich nur vermutungsweise angeben. Das Stiftsarchiv Vornau enthält hierüber keine Nachricht (Briefl. Mitteilung d. Bibl. Pius Fank). Außerhalb der Gemeinde Wenigzell steht ein Bildstock, der Inschrift nach vom Jahre 1668 mit den Bildern des heil. Patritius und der Kirchenpatronin Margareta. Da das Marterl 1739 renoviert wurde, läßt sich nicht sicher angeben, ob die heute vorhandenen Bilder in das Jahr 1668 zurückreichen. Bessere Nachricht bringt die Pfarrchronik, die erzählt: „Nach dem Berichte des Pfarrers Holzer (um 1800) ist das Bildnis des heiligen Bischofs Patrizius zu Wenigzell schon im Jahre 1682 von frommen Kirchfahrtern andächtig besucht, verehret und vielen tausend Menschen wohlthätig und gnadenreich geworden.“ Mit dem Jahre 1692 erhalten wir sichere Kunde. Georg Tentius, ein eifriger Priester und Pfarrvikar zu Wenigzell, gründete in diesem Jahre die Bruderschaft des heiligen Patritius und ließ sie durch Papst Innozenz XII. bestätigen und mit Ablassen begnadigen. (Pius Fank, Vornau, Seite 191.) Der Heilige muß also im Volke schon bekannt gewesen sein, sonst hätte man bestimmt die Bruderschaft zu Ehren eines anderen Heiligen gegründet, wie ja in allen umliegenden Pfarren die Bruderschaften weitbekannten Heiligen geweiht wurden (St. Barbara in Dechantskirchen, St. Sebastian in Vornau, St. Florian in Waldbach).

Auch in Pöllauberg stammt der Altar des heiligen Patritius ungefähr aus dem Jahre 1690. Vor dieser Zeit findet sich im Pfarrarchiv keine Nachricht, (Briefl. Mitteilung des Pfarramtes.) Das Augustiner-Chorherrenstift Pöllau, zu dem Pöllauberg gehörte, war im Jahre 1504 als Tochterstiftung von Vornau aus gegründet worden. In der Folge bekleideten mehrere Vornauer Chorherren die Würde eines Propstes von Pöllau, so daß der geistige Zusammenhang der beiden Stifte ein dauernder blieb (P. Fank, A. a. O., S. 46).

St. Patriz scheint ursprünglich mehr als Fürbitter für die armen Seelen betrachtet worden zu sein. Die beiden Altarbilder in Wenigzell und Pöllauberg lassen dies vermuten. Vielleicht, daß auch eines von dem anderen beeinflußt wurde. Wenigzell zeigt den Heiligen in den Wolken knieend, bekleidet mit Stola und Vespermantel, wie er gerade drei arme Seelen, die aus dem Fegefeuer die Hände bittend zu ihm emporstrecken, der göttlichen Barmherzigkeit empfiehlt. Das Bild in Pöllauberg stellt den Heiligen gleichfalls mit Stola und Vespermantel dar, die Hände gegen die armen Seelen ausgestreckt, die im unteren Teile des Bildes sichtbar sind.

Durch die Gründung der Patritiusbruderschaft nahm der Besuch Wenigzells sehr rasch zu. Bald treten jene Züge aus dem Leben des Heiligen immer mehr in den Vordergrund, die der Bauernbevölkerung besonders sympathisch waren, sein Leben als Hirte, seine Sorge für das ihm anvertraute Vieh, für dessen Schutz er sogar Wunder wirkte; und so wurde der Bekehrer Irlands St. Patriz zum Viehpatron. „Die Kulte der Landbevölkerung“, sagt Andree, *Votive und Weihgaben*, Seite 7, „tragen ein entschieden agrarisches Gepräge und in ihren Religionsübungen offenbart sich ein Teil des Bauerncharakters. Der Landmann bringt seinen Viehstand, das Gedeihen seiner Feldfrüchte, das Wetter und seine Wirkungen mit der Religion im Zusammenhang“. Der Zustrom nach Wenigzell war bald so groß, daß die Kirche die Wallfahrer nicht mehr fassen konnte. Im Jahre 1716 wurde sogar beim Patrizifest infolge des Gedränges „ein Kirchfahrter derdrucket“ und zwei gerieten in Lebensgefahr (Fank, A. a. O., Seite 89). 1727 mußte wegen des Menschenzustroms ein zweiter Kaplan in Wenigzell angestellt werden. 1733—1735 ging man endlich daran, die noch heute stehende geräumige Barockkirche aufzubauen. Viel trug zu diesem schnellen Emporblühen bei die Wallfahrtsfreudigkeit des Barockzeitalters, aber auch die große Not, die die schrecklichen Viehseuchen damals im Gefolge hatten. Stand man ihnen ja machtlos und hilflos gegenüber und in kurzer Zeit war der Wohlstand der Gebirgsbevölkerung vernichtet, ja ihr Dasein in Frage gestellt. So fiel 1682 fast sämtliches Vieh im Stifte Vorau einer Seuche zum Opfer (Fank, A. a. O., Seite 74), die wohl bedeutend weiter wird sich fühlbar gemacht haben. Blau (*Zeitschrift f. öst. Volksk.* XVIII, Seite 163) erzählt, wie 1713 die Untertanen der Herrschaft Teinitzl (Klattauerkreis) nach einem verheerenden Viehsterben genötigt

waren, für 1610 Gulden Vieh zu kaufen und noch 1173 Stück fremdes Vieh in ihre Wirtschaften einzustellen, um den Betrieb fortführen zu können.

Durch die Wallfahrten und die gedruckten Gebete wurde die Verehrung des heiligen Patritius auch in die *U m g e b u n g v e r p f l a n z t*. So erhielt auch Hörnstein seine Patritiuskapelle, nachdem der Heilige schon länger Verehrung genoß. Der Pfarrverweser P. Assem aus dem Zisterzienserstifte Neuberg schreibt darüber im Pfarrgedenkbuch:

„In der Pfarr-Kirchen zu Hörnstein befündet sich auch eine Capellen, welche erst diese 1766 und 1767 ste Jahr auß einem fast verfallenen Orth, und die alte Sacristey ist geheißten worden, zu der Capellen des heil. Irlländischen Bischofs Patritiy ist erhoben worden. Zu der Bildnuss dieses Heyligen, welche in einem finstern Winkel gesteckt, trugen die Leuthe schon da große Andacht. Diese also zu vermehren und den Heyligen desto mehrer zu Ehren, habe ich diesen Orth ausserkhoren, welcher, wie oben schon gesaget, ausgezieret und die Andacht deren Leuthen zu befördern eingerichtet worden.

Am Festtag des heil. Patriciy haltet man Predigt und Ambt, wozu besonders zu jetzt Viehseuchigen Zeiten daß Volk umbligend erscheinet.

In der Patriciykapellen ist das Bild des Heyligen künstlich gemahlt und in einer aicheren Rom (Rahmen) mit starken Goldleisten eingefasset.“

Dieses Bild, das im Laufe der Zeit vermorschte, wurde, wie bereits erwähnt, im Jahre 1880 durch eine neues ersetzt. Es zeigt den Heiligen als Bischof bekleidet, auf einem Felsen stehend, an ihn geschmiegt eine Kuh. Zur anderen Seite des Heiligen ist ein Drache, der die Kuh bedroht. Patritius befiehlt ihm, auf das Meer zeigend, sich dahinein zu stürzen.

In der Pfarre *K i r c h a u* wird 1766 Patriz als Taufname erwähnt. Das Seitenaltarbild stammt vom Jahre 1854 und stellt den Heiligen dar als Bischof, die verschiedenen Haustiere segnend. Von einem früheren Bilde des Heiligen findet sich keine Nachricht. Der Festtag zeichnet sich durch besonderen Kirchenbesuch aus.

Eine sehr schöne Motivtafel vom *K i r c h b e r g a m W e c h s e l* befindet sich in St. Corona. Sie zeigt die beiden Kirchen zu Kirchberg und Corona, in deren Vordergrund eine Rinderherde gelagert ist. Die Inschrift erzählt: „Als in dem Christmonath des 1769 Jahrs alhier in der Pfarr Kirchberg die Viech Seuch gewaltig ingerissen, hat die Pfarr Menge auf des heil. Patritii Festag alljährlich ein Procession zu der hl. M. Corona zu halten verlobet, über welches die Seuch alsobald aufgehört. Darum ist zu einen ewigen Andenkenh die Tafel geopferet worden. Ex Voto 1771.“

In der Pfarrchronik der Pfarre *S c h ä f f e r n* findet sich die Bemerkung, daß schon im Jahre 1770 ein Lobgesang mit einer Litanei und Gebeten zu Ehren des heil. Patritius in Druck gelegt worden sei.

Da im Jahre 1711 Vornau die Administration des Chorherrenstiftes Rottenmann erhielt und der erste Administrator, Maximilian Peraith, bisher

Pfarrvikar von Wenigzell war, wäre es wohl zu wundern, wenn die Verehrung des heil. Patriz nicht auch in den Wirkungsbereich von Rottenmann übertragen worden wäre. (Fank, A. a. O., Seite 88.) Aus den angeführten Tatsachen kann man das Ausstrahlen und Aufblühen der Patritiusverehrung in den Jahren 1750—1770 unter dem Eindrucke der Viehseuchen von dem Mittelpunkt Wenigzell aus erkennen.

Die Verehrung erhielt zu den kirchlichen Formen bald starke volkstümliche Züge. Während die kirchliche Form mehr die Bekehrungstätigkeit des Heiligen und nach seinem Vorbilde die Wandlung des eigenen Herzens betonte, trat für das Volk mit seinem naiven, den alltäglichen Wirtschaftssorgen zugewandten Gemüte das Wundersame, für das Nutzbare, aber auch das menschlich Nahe besonders des Hirtenlebens des Heiligen in den Vordergrund. Man machte Wallfahrten und Gelübde, opferte am Gnadenorte die bekannten eisernen Opferfiguren, hing Votivtafeln auf, ließ Messen lesen, wie wir es auch an anderen alpenländischen Wallfahrtsorten treffen. Die Verordnungen Kaiser Josefs II., die alle diese Aeüßerungen des religiösen Volkssinnes verboten, brachten eine starke Wandlung. In der Pfarrchronik von Wenigzell berichtet Pfarrer Holzer (um 1800): „Die Wände dieses Gotteshauses waren mit vielen Opfertafeln als Beweise der durch die Fürbitte des heiligen Patriz erhaltenen Wohltaten umhanget und angeschoppet, wurden aber durch Landesverordnungen als unschicklich in der Kirchen im Jahre 1783 abgetan. Ebenso wurden auch die Ablösungsopfer abgestellt und verboten.“ 1783 wurde auch die Patritiusbruderschaft untersagt. Heute sind in Wenigzell nur mehr 3 Votivbilder am Patrizialtar zu sehen, deren ältestes die Jahreszahl 1714 trägt. Die eisernen Opferfiguren kamen auf den Kirchenboden, wo einzelne noch Chorherr Pius Fank nach einer brieflichen Mitteilung (vom Jahre 1925) als Bub sah. Zeugen dieser barocken Volksfrömmigkeit sind auch die damals entstandenen Gebete und Lieder. Im florilegium Pöllense (in Pöllau) aus dem Jahre 1766 findet sich folgende Litanei, die mit ihrer Hervorkehrung all des Wunderbaren einen Blick in das Herz des Volkes tun läßt:

### **Litanei von dem Heiligen Patritio.**

Einleitung wie sonst, dann folgt:

Heiliger Vater Patriti,

Bitte für uns!

Heiliger Patriti, der du annoch im mütterlichen Leib verschlossen Wunder gewirket hast,

Heiliger Patriti, der du deine dich unter ihrem Herzen tragende mit Gift ge-  
 tränkte Mutter von dem Tod errettet hast,  
 Heiliger Patriti, der du das Gift mit deinen Händlein begriffen und mit dir  
 auf die Welt gebracht hast,  
 Heiliger Patriti, der du als junges Knäblein Eiszapfen in Feuer verwandelt hast,  
 Heiliger Patriti, der du von vielen annoch im Mutter Leib ruhenden irrländischen  
 Kindern mit heller Stimm bist um Hülf angeruffen worden,  
 Heiliger Patriti, der du gleichwie Moyses deinen Pilgerstab von der göttlichen  
 Hand empfangen,  
 Heiliger Patriti, der du, gleichwie Moyses das irrländische Volk von dem Joch  
 des höllischen Pharaonis erlediget,  
 Heiliger Patriti, der du öfters die höllischen Geister in großer Menge aus  
 Irland abgetrieben,  
 Heiliger Patriti, der du als ein sorgfältiger Seelenhirt deine Schäflein mit dem  
 göttlichen Wort unermühtet geweidet hast,  
 Heiliger Patriti, der du zu Bekehrung der Ungläubigen die Eröffnung des Feg-  
 feuers von Gott erhalten,  
 Heiliger Patriti, der du drey ganzer Tag unaufhörlich geprediget, ohne Ver-  
 spürung einiger Nacht,  
 Heiliger Patriti, der du durch diese dreytägige Predig deine Zuhörer von allen  
 Hunger, Durst und Schlaf befreyet hast,  
 Heiliger Patriti, der du vierzehntausend Personen mit weniger Nahrung ab-  
 gespeiset,  
 Heiliger Patriti, der du bey der Nacht mit deinen fünf Finger gleich fünf  
 Sonnen ein ganzes Land beleuchtet,  
 Heiliger Patriti, der du sechsundsechzig Tode zum Leben erwecket,  
 Heiliger Patriti, der du hundertfünfundsechzig Kirchen erbauet,  
 Heiliger Patriti, der du von denen Heyden gefangen, harte Streich und Stein-  
 wurf geduldig ertragen,  
 Heiliger Patriti, der du deinen täglichen Verehrern die göttliche Gnad zu ihrem  
 Sterbstündlein versprochen,  
 Heiliger Patriti, der du vor deinem Lebensende vierzig Tage gefastet,  
 Heiliger Patriti, bey dessen unbegrabenen Leichnam zwölf Tage keine Nacht  
 verspüret wurde,  
 Heiliger Patriti, dessen Leichnam durch eben diese zwölf Tag von vielen  
 Priestern und Engeln wechselweis besungen,  
 Heiliger Patriti, der du unzählbare Mirakel gewirket,

— — — — nach mehreren Anrufungen ähnlichen Inhalts heißt es:

Heiliger Patriti, du Hülf der Sterbenden,  
 Heiliger Patriti, du Erlöser der Seelen aus dem Fegfeuer,  
 Heiliger Patriti, du Ehrenglanz der regulierten Chorherrn des heiligen Vaters  
 Augustini,

— — — — und endlich zum Schlusse:

Heiliger Patriti, unser sonderbarer Patron,  
 Heiliger Patriti, ein sonderbarer Patron der Sterbenden.

### Gebett.

O Gott! der du den heiligen Bischof Patritium mit unzählbaren Wunderwerken gezieret hast, wir bitten dich, ertheile uns gnädiglich, daß wir von dem erschrecklichen Feuer der Höllen durch seine Fürbitt und Verdiensten mögen befreiet sein. Durch Christus unsern Herrn.

Während in diesen Anrufungen und Gebeten St. Patriz wenig als Schützer der Landwirtschaft hervortritt, geschieht dies schon bedeutend stärker in der aus dem Jahre 1770 stammenden Litanei, die Pfarrer Josef Karner von Schäffern 1860 in vermehrter und verbesserter Auflage heraus gab. Sie ist in den ersten Anrufungen ganz ähnlich der Pöllauer, nur sind aus den 165 Kirchen, die Patritius erbaut, in Nachwirkung der bekannten Zahl der Jahrestage 365 geworden. An den Ruf „Du besonderer Patron der Sterbenden“ wird aber angeschlossen:

Heiliger Patritius, Du besonderer Patron wider die bösen Ungewitter,  
 Heiliger Patritius, Du besonderer Patron wider alle Feldschäden,  
 Heiliger Patritius, Du besonderer Patron wider die Feuersbrünste,  
 Heiliger Patritius, Du Abwender der Viehseuchen,

in dem anschließenden Gebete wird nach der Bitte um frommen Lebenswandel gefleht: „Bewahre und beschütze auch, durch Deine mächtige Fürsprache unsere Haustiere, welche uns von Gott zur Nahrung und zu anderen notwendigen Lebensbedürfnissen sind verliehen worden, von allen Seuchen und Krankheiten. Wende ab durch Deine Fürbitte von dieser Gemeinde auch alle bösen Ungewitter, Feldschäden und Feuersbrünste, besonders aber das größte aller Uebel, die Sünde. Dieses bitten wir durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen“

Heute ist in Wenigzell eine Litanei samt den anschließenden Gebeten aus dem Jahre 1863 in Gebrauch, die die Wunderberichte sehr stark gemildert hat und dafür die Vorbilder der Frömmigkeit betont. Die die Landwirtschaft betreffenden Bitten sind auf zwei zusammengeschmolzen: „Daß Du unseren Viehstand und Eigentum durch Dein Gebet vor Unglück und Schaden gnädig bewahren wollest“, „daß Du Menschen und Vieh vor ansteckenden Krankheiten und Seuchen wohlthätig beschützen mögest“.

In einem Lied wird er angerufen:

„Und dann — nimm Dich zwar unser an  
 bei Gott in allen Lebensnöten!  
 doch sei, durch Dich o Wundermann  
 Gott auch für unser Vieh gebeten,  
 Dies macht in Feld und Haus  
 Ganz unseren Reichtum aus“.  
 „Bitt Gott, daß er auf unsere Saat,  
 Wenn sie die Sonne senget, regne;  
 Daß er, wie er's beschieden hat,  
 stets unsere Müh' und Arbeit segne;

Daß er uns schütze fest  
 Vor Hunger, Krieg und Pest“.  
 „Die hohe Saat vor Schloßenwut —  
 vor Wassergüssen unsre Haiden —  
 vor Diebeshänden unser Gut —  
 vor Seuch und Fall, und jedem Leiden —  
 das Vieh in Hof und Stall —  
 und Feld und Berg und Tal“.  
 Lehr uns, wenn Gott die Habe mehrt,  
 des guten Gebers nicht vergessen;  
 Besitzen sie wie Paulus lehrt,  
 Als wenn wir selbe nicht besäßen,  
 Nicht setzen großen Wert  
 Auf Gut das Rost verzehrt.

Die Opfer bestehen jetzt meist in Geld. In Pöllau-  
 berg opferte man früher Flachs, Speck und Eier, heute ist der Brauch  
 ziemlich abgekommen, in Schäffern bringt man noch Wolle, Flachs,  
 Eier und Geld dar.

Im ganzen Wechselgebiete diesseits und jenseits der Landes-  
 grenze läßt der Bauer gerne hl. Messen zu Ehren des  
 hl. Patritius lesen, damit er das Vieh beschütze. Auch haben  
 manche Besitzer die Gewohnheit, wenn sie auf Viehhandel aus-  
 gehen, eine sogenannte „Handelmesse“ zu bezahlen. Bei dem ge-  
 meinsamen Abendgebet schließen die meisten Häuser auch einen  
 Vaterunser an „zu Ehren der hl. Voderen Patrizi und Antoni um  
 Glück und Segen“.

## **Klas, Weihnacht und Neujahr in Villgraten.**

Von Maria Lang-Reitstätter, Wien.

### **Der Klas und der Klauber.**

Am 6. Dezember kommen ins Bergbauernhaus der Klas und  
 der Klauber. Dieser schaut nicht aus wie der Teufel (Krampus).  
 Er ist angezogen wie ein recht grauslicher („derhuderter“ zer-  
 lumpter) Mensch, ein Fell über den Kopf. Auf dem Rücken trägt er  
 eine Butte oder einen Korb. Darin sind zwei Stecken, darauf  
 „Stümpfe“ (Strümpfe) und Schuhe, als ob schon ein schlimmer Bui  
 drein wär, von dem die „Schinkn außnschaugn“. Der Klas (Ni-  
 kolaus) hat einen langen Wollfaden um den Hals. Daran sind gute  
 Sachen aufgefädelt, Bäckerei und Süßigkeiten. Er schneidet vom

Faden soviel ab, als er da lassen will. Die „Stücklan“ kugeln auf den Stubenboden und die Kinder können sie lachend zusammensuchen. Der Klas bindet den Wollfaden mit den übrigen guten Sachen wieder zusammen. Er ist weiß angezogen und hat sein Gewand mit roten Bändern verziert.

Manchmal bringt der Klas auch eine „Birchruitt“ (Birkenrute). Einem Kinde, das nicht folgen will, ruft man dann zu: „jetzt geahsch und suichsch die Ruite, i werd di recht a'haun.“ Oder „I schmier di recht an!“ Oder man droht nur: „I werd die Ruite auspackn“. Wirklich geschlagen werden aber die Kinder fast nie. Es bleibt beim Drohen.

In vielen Häusern läßt man die zwei „Lötter“ (unangenehme Kerle) gar nicht kommen. Das Kinderschrecken durch den Klas und Klauber haben viele Leute mit Recht nicht gern. Sie schenken den Kindern selber ein paar Aepfel und Landnußn (Walnüsse).

### **Weihnachtszeit.**

Zum „Oratte“ (Rorate, Frühmesse im Advent) gehen gewöhnlich nur die Leut von der „Nachnte“ (Nähe).

Am 4. Dezember (Barbara) tut man Palmreislein (Weidenzweige) in ein Glas und stellt's in die Wärme. Zu Weihnachten sollen sie Kätzchen haben und blühen! Das bringt Glück.

Vor den Feiertagen gibt es viel Arbeit: alles aufs Schönste herrichten. Sogar die kleinen Buibn müssen geschoren werden.

Der Balwiere (Raseur) verdient in Villgraten kein Geld. Die Bauern rasieren und scheren sich selber oder einer den andern. Eine Arbeit vor den Feiertagen. Die kleinen Buben schert der Vater oder ein Weibisches, das sich daranwagt. Die Cilli beim Bodenbauern hat den kleinen Buben scheren wollen. Aber beim zweiten Schnitt „ischt sie hang blieben. Und nimmer getraut weiter schneiden“. Der Bauer hat müssen fertig scheren. Aber es ischt lei ein auswachsender Schade gewesen. Zwei, drei Tage ischt das Büble halt gang, die Bletzen (lichter Fleck) aufm Köpf.

Am heiligen Abend und sonst an einem hohen Festtag tut man nur die „Hausbeselen“, das sind die wenigen Hausarbeiten, die man machen muß: 's Bacht (Kehricht) auskehren, Kochen, Spüelen (Geschirr abwaschen). Wer an den drei Hochabenden nicht mit allem zeitlich daran ist, ist das ganze Jahr „hintenaus“.

Am heilig Abend (24. Dezember), am Neujahrsabend (31. Dezember) und am Dreikönigabend (5. Jänner) sind die „Rachnächte“. Am Frauentage im Sommer (15. August) wird mit dem Gras auch die Maschtawurze (Meisterwurz) geweiht, die der Bauer zum Räuchern nimmt. Zur Zeit der Dämmerung nimmt der Bauer eine kleine Pfanne und gibt „Gluit“ (Glut) hinein. Er geht auch in das Futterhaus. Deshalb verwendet mancher lieber als Rauchgefäß ein Bügeleisen. Sonst hat es die Bäuerin zum Bügeln mit Holzkohlen. Diesesmal dient es einer feierlichen Handlung. Auf die Glut kommt die getrocknete Meisterwurz. Das gibt „guitschmeckenden“ (wohlriechenden) „weichen Rach“. Und jetzt geht der Bauer überall hin, woran im ganzen Anwesen sein Herz und sein Wohlstand hängt: in Küche, Stube und Kammern, in Stall und Scheune, auf den Dachboden und in den Kelder. In Kreuzesform räuchert er jedes wichtige Ding in diesen Räumen: Den wuchtigen Tisch in der Stube und den Ofen; Betten und Kasten in den Kammern; den Herd in der Küche und die Mehlgränte im Kuchelgarndl (Kammer neben der Küche); die Lecktruhen (für Viehfutter) im Hof und das Heu in der Schupfe; die Hausleute und von jedem eine Kopfbedeckung; und das Vieh im Stall. Und dabei betet der Bauer vielemale das „Vaterunser“, das „Gegrüßt seist du, Maria“ und den „Glaube an Gott“. Eines von den Hausleuten begleitet den Bauern, ein „Weihbrunnkrüagl“ oder sonst ein Hafele mit Weihwasser als Sprengkessle in der einen Hand und einen Wadl (Wedel) zum „Sprengen“ in der anderen. Dazu nimmt man ein paar Tasn (Zweige von Nadelbäumen) oder einen gekauften Gläserwisch. Wo der Bauer geracht hat, tut der Mitgeher sprengen. Doppelte „Weich“ muß doch besser sein als einfache. Auch der Mitgeher (oft ist es eine Mitgeherin) betet während des Ganges.

Beim „Rachn“ und nachher soll alles, was zum Hause gehört, dahame sein. Ein Besuch nach dem Räuchern ist nicht gerne gesehen. Er gilt als böses Vorzeichen für das kommende Jahr.

Am 25. Dezember, 1. und 6. Jänner zu Mittag ist ein „heiliges Mahl“. An diesem heiligen Mahl soll alles so heilig sein wie nur möglich, auf daß es im kommenden Jahr die richtige Weihe und den Segen gebe allen, die es essen. Die Bäuerin salzt die Speisen mit geweihtem Salz und gießt sogar einen „Weichbrunn“ hinein. Alles, was zum heiligen Mahl gehört, wird „geracht“ und „gesprengt“. Das Geköche läßt man auf den Herd stehen. Das „Tischtuich“ ist aufgedeckt. Die Schalelen und Taller, wo das Essen

hineinkommt, werden hergestellt, und sonst alles, was man bei der Mahlzeit benützt. Dann tut man alles „rachn“ und „sprengen“. Die Leute knien um den Tisch und den Herd herum und werden auch mitgeräuchert. Kommen soll niemand Fremder, wenn man beim heiligen Mahl ist. Das hat man nicht gern. Es bringt kein Glück, hat man den „Gelabe“ (Glauben).

Das „heilige Mahl“ hat mehrers Richtlen (mehrere Gänge): Fleischsuppe mit Würschtlen, Bratl mit Brüah, Zettlkraut mit Speck drau, Knödl, Tee mit Leierstraubn.<sup>1)</sup>

Die meisten essen von jeder Richte etwas. „Sell wohl, beim Essen leichten die Leut Unglabliches“, bestätigt ein altes Weibele deine Verwunderung. Sie selbst kann nicht überall mit. Beim Zettlkraut ist sie schon derlegn. Dafür aber die Manderleut! „Der Marti hat gar nia genui, der ischt a ganzer Fresser“, meint die alte Vevele, „bal der ißt, siacht er si immer no zweng. 'n Löffel hat er voll, 's Maul voll und schon wieder schaut er in d'Schüssel. Für den ischt 's heilig Mahl mit soviel Richtlen guit. Wie der heuer am Christtage die Leierstrauben noch immer ingetschoppt hat, zelm hun i sagen gemüaßt: „Na, na, tschoppet der in, mit Händen und Füaßn tschoppet er in!“ 's Peterle, der Knecht, hat ihm spöttig zuagrauafn: „Dir werscht es frisch zun Hosenau'schneiden!“ (Hosenaufschneiden, weil sie zu eng geworden sind). „Nicht wie guit essen und mäschtn und fluichen tuit er. Ausschaugn tuit er wie a Böttich.“ Was freilich übertrieben ist. Die Kuchile (Küchendirn) muß aber so arg darüber lachen, daß ihr etwas „in unrechte Hals isch gang“. Ein Spottvers sagt zwar:

„Lirim, larum Löffelstiel,  
Alte Weiber fressen viel,  
die jungen sand nicht besser.  
Lirim, larum ,Löffelstiel.“

Aber der Vers stimmt nicht: es bringen schon die Manderleut mehr weiter. Von manchem erzählt man sich, daß er bei einem solchen Festmahl gar nicht aufhören hat wollen. „Der hat so viel gefressen und gesoffen, bis es ihn hat zu speiben gemacht. Recht derrissn hat es ihn.“

Das Festmahl soll entschädigen für die eintönige und schmale Kost in der übrigen Zeit.

<sup>1)</sup> Vergl. Lang-Reitstätter „Villgrater Bergbauernkost“, Wr. Z. f. Volkskunde, 38. Jg., 3—4.

An den drei Hochabenden gibt man dem Vieh „eppes Weiches“: Gras, Palmen, Salz, alle drei zusammen. „Jedem Vieche a Bischele in die Fotze“.

Den ganzen Sommer über sieht man keinen Landstreicher bei den Bergbauern. Zu Weihnachten sind ihrer zwei, drei, und noch mehr da. Der „Weihnachtslotter“ ist gut aufgenommen; der Bergbauer will es besser machen als die ungestlichen Bethlehemiten mit Maria und Josef. In der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr kommen die Handwerksburschen ins abgelegene Hochtal. Sie kennen den Brauch der Bergbauern. Wer zu Weihnachten bittet oder zu Neujahr Glück wünscht, der kann gleich hersitzen und mitessen, wenn er will. So einen Weihnachtslotter hat man gern. Den gehalten man zwei, drei Tage im Haus. Nur vor dem Räuchern muß er kommen. Das bringt Glück für das kommende Jahr. Mehrere Tage kann ein solcher Handwerksbursch bei den Bauern Kost und Wohnung haben um ein „Vergeltsgott“. Sogar einen Schnaps zahlen sie ihm im Wirthaus. „Das Geschenke kommt einem wieder zurück 's nächste Jahr!“ Vermehrt noch um den Segen, hofft jedes.

Am Christtage bleibt der Kaufladen geschlossen. Der Wirt schenkt vormittags nichts aus. Auch mittags und abends ist fast niemand hier. Die Leute sind an diesem Tage zu Hause. Nur vor und nach dem Nachmittag-Rosenkranz gehen die Männer und Burschen auf ein Glasele Schnaps. Nach dem Frühgottesdienst gehen sie in die geheizte Wirtstube wärmen. Ausgeschenkt wird aber vormittag nicht. Wenigstens diesen einen halben Tag im Jahr.

Besuch machen soll man, so ist der „Gelabe“, an diesem Tage auch nicht. Außerhalb der Gemeinde soll man schon gar nicht gehen. Es sind also alle zu Hause. Aber nicht überall weiß man mit dieser freien Zeit etwas anzufangen. Junge Leute karten ein wenig zur Unterhaltung oder tun „luschtig reden“. Die älteren aber sitzen manchmal nur so herum auf der Stubenbank, auf der Ofenbank, auf dem Ofen. Sie dösen dahin und machen schläfrige Gesichter.

Vom heiligen Abend bis nach Neujahr tut man „nicht mehr“. Nur im Haus umeinander (flicken, waschen, kochen). „Zan Arweiten hat eins kein Geischt nach an' Bettag“. Für die älteren Leute sind das die Besuchstage. Auch die Kinder nimmt man gern mit „vor an Ort (irgendwo), a weng Krippele schaugn“ oder „Bam anschaugn“. Wenn das Wetter richtig und es für das Haus notwendig ist, wird aber doch gearbeitet in dieser Zeit: Heu zoichn (ziehen), Strewe

(Streu) zoichn u. dgl. Man muß das gute Wetter ausnützen. Der Tag ist recht kurz, aber er hat sich schon „gewendn, gekehrt“. Jetzt wird er kleiner nimmer. Um Lichtmessen spürt man ihn schon.

### Das Krippele.

Am „heilig Abend“ vormittag oder nachmittag wird das Krippele hergerichtet. Von einem, der eppes versteht davon. Es kann auch ein „Weibets“ sein. Die Kinder helfen eifrig mit. Sie tragen die Bestandteile herbei und reichen die Figuren zu. Und wissen immer wieder einen neuen Rat, wohin diese und jene Figur zu stellen sei, weil sie „netta sovl guit“ passe. Für die Kinder ist das Krippele-richten ein Theaterspielen; das einzige im Jahr, bei den meisten das einzige in ihrem Leben.

Zu jedem Krippele gehört ein Krippeleberg. Wäre es anders möglich im Land der Bergbauern? Er ist recht einfach, dieser Berg, bodenständig und hausgemacht. „Haarwas (haarenes) Tuich“ (Leinwand) wird in grüne Farbe und in Leimwasser getaucht. Daraus baut man auf einem Brette die Unebenheiten. Sie bleiben schön steif stehen. Das Jahr über ist der Krippeleberg in der Baschtlkammer. Die Krippelmandl hebt man in einer Holzkrute (Kiste) auf.

Auf diesen Berg werden die verschiedenartigsten Häuser gestellt. Einheimische Holzbauten und phantastische Nachahmungen orientalischer Kuppelbauten, ähnlich den Bildern in der kleinen „Biblischen Geschichte“. Besonders geschickte Bastler ahmen die Formen barocker Kirchen und Schlösser nach. Warum soll es auch just wie das wirkliche Bethlehem ausschauen? Es muß ja überhaupt nicht gerade Bethlehem sein, wo das Jesukindlein auf die Welt kommt. Der Knecht in der Außeroberegge malte über diese sonderhafte Bergstadt in schönen Buchstaben „JERUSALEM“. Natürlich steht auch abseits von der großen Stadt manches einsame Häuslein; ist ja in Villgraten auch nicht anders. Auf den grünen Abhängen stellt man Heuschupfen zurecht, und Herpfen neben die Häuser der „heiligen Stadt“. Und ja nicht vergessen, zu jedem Haus einen Brunntrog mit dem „Trogadachl“!

Die Fensterlen der Häuser und das fließende Wasser bei den Hausbrunnen macht man mit glänzigen Staniolstreifeln. Ein Bachele, das vom Berg rinnt, wird ebenfalls mit Staniolpapier dargestellt. Unten trinkt ein Lampele heraus. Eine Mühle mit dem Mühlrad ist an das Ufer gestellt.

Und was für verschiedene Leut' umhergehen in der himmlischen Stadt und auf dem Krippeleberg! Einer trägt ein Heuballi, höher wie er selber. Neben einem Hause sitzt der Bauer und dangelt die Sengse. Ein zweiter geht mit der Mühlebille auf die Mühle zu, er will den Mühlstein aufrauhen. Eine Frau trägt die Sichel in der Hand und eine Garbe unter dem Arm. Eine andere geht mit dem Sprutzer (Spritzkanne) auf ihren Hausgarten zu. Ein Holzknecht kommt vom Berg herunter, die Zapin (Hacke) über der Schulter. Dort schleppt einer den Stibich (Butte mit Deckel) auf dem Buckel bergaufwärts,

als müßte er Viehleck zur Alpe tragen. Ein Büabele reitet auf einem Schlitten, ein anderes kommt von der Stadt her mit einem großen „Semmel“ (weißer Brotwecken) unter dem Arm. Ihm kommt ein Bettler entgegen, müde auf den Stecken gestützt und das Bätzl (Sack) übergehängt.

Und Tiere gibt es überall, mehr noch wie Menschen! Hunde und Katzen, Hasen und Hirsche, Esel mit Traglasten links und rechts, Gemsen auf den Bergspitzen, Füchse und Wölfe im Wald, und viele Schafe. Die stehen oder liegen überall herum, wo ein bißchen Platz dafür ist. Ein Jäger schleicht dem Wild nach, ein Mann läuft vor einem Wolf davon, ein Hirt trägt ein Lampele unter dem Arm.

Irgendwo in dieser überaus belebten Gegend steht auch der kleine Stall mit der Krippe, mit Maria und Josef, mit Esel und Rind. Irgendwo auf einem ebenen Platze redet der Engel mit den Hirten. Und ganz draußen am Ende des Krippeleberges werden die drei Könige sichtbar mit ihren Dienern, Kamelen und Elefanten, und mit dem leitenden Stern.

Die Kinder haben während des Jahres allerhand aus dem Wald mitgebracht für das Krippele: Mias (Moos) und Stane und Holzstöcklan. Damit wird die Landschaft jetzt passend ausgestaltet.

Hinten wölbt sich im Halbbogen der Himmel aus blauem Papier. Silberne und goldene Papiersterne sind darauf geklebt. Am Rande schließt ein weißer Streifen das Firmament ab; „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden“ steht darauf.

Ein Krippele ist in jedem Hause. Oder doch wenigstens ein „Jesupoppele“ auf dem Hausaltar, wenn nur ein paar alte Leute da sind, die zum Krippelerichten keine Freude mehr haben.

Krippeleschnitzer lebt im Tale keiner mehr. Der letzte ist im Krieg gefallen. In zwei Häusern sind noch alle Krippenfiguren in der Familie geschnitzt worden. Die Uebrigen behelfen sich mit gekauften. Bis zum Krieg sind die Grödner in das Tal gekommen und man hat ihnen die „Grödnerkrippelen“ mit den „Grödnermandlan“ abgekauft. Wo diese nach und nach zugrunde gehen, schaut es mit dem Nachschaffen schlecht aus. Grödner kommen jetzt keine mehr über die neue Reichsgrenze. Und beim Krämer gekaufte Figuren sind billiges Fabrikserzeugnis.

Die Aermeren haben Papierfiguren im Krippele. Der alte Draxler Peter (Gott tröst' ihn, er ist schon lange tot) und sein Weib waren solche Krippelemacher für arme Leut.

Bis zum süßen Namen-Jesusonntag (14 Tage vor Maria Lichtmeß) bleibt das Krippele in der Stube stehen. Dann wandern unter reger Teilnahme der Kinder die Figuren wieder in die Holzkrute und der Krippeleberg in die Baschtlkammer.

## 's Christkindl.

„Als die alten Leute noch jung waren“, wußte man bei den Bergbauern von einem Christbaum nichts. Jetzt ist er in vielen Häusern eingeführt, wo kleine Kinder sind.

Die Ortner-Mutter schaut schon unterm Jahr, im Sommer, auf dem Kirchweg immer, ob sie ein rechtes „Christbaml“ unter den „Tschüpplen“ (kleine Fichtenbäumchen) am Wege sieht. Denn zu Weihnachten derkennt man das unter dem Schnee nicht mehr so gut. Das Bäumchen merkt sie sich. Einen Tag vor dem heiligen Abend holt sie sich dann das Tschüppele heim.

Die Kinder können das Christkind nicht mehr erwarten. Lange Zeit vorher fragen sie immer: „Wenne kömmt es denn, 's Christkindl?“ Die Antwort ist ihnen gar nicht recht. In drei Wochen, in 14 Tagen, in einer Woche. „Nächsten Muntage (Montag)“, hieß es dann. Das dreijährige Nannele denkt den ganzen Tag daran. Als es am Abend im Bettchen liegt, muß die Mutter immer wieder erzählen, wenn es kömmt. „Muntage“ sagt Nannele noch und dann hat es die Augen zu. Was es wohl träumen wird?

Nachmittag in der Stube erzählt die Mutter, wie das Christkindl kommt. „Zschnachts, bald die Kinder essen, kommt es in die Stube“. „Die Muitter muß ihm aber auftian (auf tun)“, sagt besorgt das 5 jährige Burgele; „Sell wohl, auftian werd i ihm wohl“, beruhigt die Mutter. Derweilen ist das Nannele auf die Bank geklettert und macht sich am Kalender zu schaffen. Es blättert in den Zettelen und sagt ein ums andere mal: „Muntage, Muntage“. Die Mutter zeigt ihm: „Siechsche, da ischt heut und jezt kimmt noch das und das und wenn d a s Zettele obenauf ischt, aft ischt Muntage und aft kimmt's“. Natürlich will Nannele alle Zettelen, die noch fehlen, gleich abreißen. Damit schneller Muntage werd.

Nannele entdeckt auf einmal, daß seine Pöppin (Puppe) nicht da ist. Langes Suchen und Fragen. Die Mutter klärt auf: „Ja, die Pöppin hat das Christkindl geholt und tuit sie frisch kladn (kleiden)“. Die nächsten Tage, wenn es ihr wieder durch den Sinn geht, sagt das klan Gitschele oft: „Teigl, Stiefl,<sup>2)</sup> das lumpi Christkindl hat mir mein alts Pöppele durchtragn!“ Die derben Worte hat es von den Erwachsenen aufgefangen.

Nach dem heiligen Abend aber meinte es befriedigt: „'s nutze (liebe) Christkindl hat mir mein Pöppele wiederbracht“. Und hat das Pöppele voll Freuden „gekußt“.

Als Christbäumchen wählt man ein schön gewachsenes Fichtenbäumchen. „Der Christbam därf kan Krimpl (krummen Ast) haben!“ Auf dem Christbaum ist a „Zierschl“ (Schmuck) und a „Pappele“ (EBware). Die Buibn stecken sich oft von den „glanzigen Zoig“ des Christbaumes etwas auf den Huit als Feiertagsschmuck.

Geschenke für die Erwachsenen gibt es zu Weihnachten bei den Bergbauern nicht. Es erhalten weder die „Schafferleut“ (Herrenleute) noch die „Dienschtboten“ etwas.

<sup>2)</sup> Fluchworte.

## Mette um Mitternacht.

In der heilig Nacht „weckt der Mesner früh“. Um 12 Uhr ist Mette. Von jedem Haus kommen die Leute herzu. Nur Kranke und ganz Kleine bleiben zu Haus. Und Weiberleut, „das Haus zu pflegen“. Eine allein fürchtet sich, so pflegen ihrer zwei. Das ist dann auch nicht so liaderlich (langweilig). „A weng betn“ vertreibt ihnen die Zeit. Oder „a weng kartn“, wenn es ein paar „Kalte“ sind.

Für weitere Wege zur Nachtzeit nimmt der Villgrater Bergbauer auch heute noch die „Fackel“. Lange „Feichtnspun“ (Fichten-späne) werden zusammengenommen und diese „Spieße“ mit einem gedrehten „Fackelring“ aus „birchan (birkenen) Reisern“ zusammengehalten. „Wia gleimer (enger) als es z'sammehalt, wia längsamer es brennt“. Den Ring dann zurückschieben und „schwing“, aft brinnt's wieder hell“. Freilich gibt es auch manchmal Brennlöcher im Gewand, bald es beim Schwingen „sprutzt“\*).

Die Heuzoicher-Fackel und die Fackel für die Kirchenleute aus dem innersten Winkeltal ist länger als die gewöhnliche, ungefähr ein Meter lang! Daß sie den langen Weg durch „hebt“ (anhält). Wenn's Holz recht „durr ischt, brinnt's gut. Wenn eins Handschah (Handschuhe) anhat, hebt es an zu tschunkeln (glimmen) und zu stinken. Man stößt an an' Musl (zurechtgehackter Baumstamm) oder an' Kofl (Felsen), die Kölder (Glut) a'zustoißn“. Bald man hinter dem Feuer Schneawe (Schnee) innasahnt (hineinsät), brennt es längsamer. Wenn's recht hell brennt, schadet es nicht, daß man Schnee „innastabt“ (hineinstreut).

Hell ist es wie am Tage. Wenn einer mit der Fackel vorausgeht, können ganze Küttlan (Gruppen) nachgiahn. Alle sehen genui.

Im tiefen Winter gehen die Schulkinder „mit Fackeln Schule“. Die heimischen Fuhrleute wissen, „jetzt kemmen die Kinder“, sie kennen schon die Fackel, wenn ihnen die Schulkinder in Wintertagen morgens oder gegen Abend entgegenkommen. Dann warten sie mit dem Fahrzeug an der Ausweichstelle, wenn es viel Schnee hat.

Im Sommer stehen die Männer vor und nach der Messe lange Zeit „auf der Gasse“, das heißt auf dem Kirchenplatz. Im Winter in der großen Kälte bleiben sie nicht stehen. Der „Vorgeher“ löscht schnell die Fackel aus in dem Loch an der Kirchofmauer, das eigens dafür bestimmt ist. Oder er bläst die Lutère (Laterne) aus. Dann gehen alle gleich in die Kirche hinein. Wer im Winter nach Kirchen mit anderen etwas auszumachen hat, geht zum Wirt auf ein Glasele Schnaps. Auch in den Schnee werden abgebrannte Fackeln oder auch längere (wenn man schon am Ziel angekommen ist) gesteckt.

\*) Schon zur Hallstattzeit hat man eine Anzahl Späne mit einem Ring aus Ruten zusammengebunden. (Im Naturhistorischen Museum, Wien, prä-historische Abteilung, sind solche Fackeln aus dem Hallstätter Salzbergwerk.)

Solche Ueberreste sieht man dann, besonders zur Weihnachtszeit, häufig im Schnee umherliegen.

Am heilig Abend zschnachts gibt es ein besseres Essen. Jeder hat davon genommen, soviel er konnte. Dazu Schnaps und fest rachn (rauchen) oder koin (Tabak kauen). Kannst dir denkn, den Gschmachn (Geruch) aft nachher in der Kirchen!

In der grimmig kalten Heilignacht hörst du nach der Mette ein eiliges Stampfen im Schnee: Da gehen sie nicht, nein, da rennen sie alle von der Kirchen nach Haus. Zuerst die kleinen und großen Buibn, dann die Männer, dann die Weiberleut mit den Gitschelen. Völlig zum Derstarren war es in der Kirchen. Und heraußen zieht einem der Frost die Haut im Gesicht z'samme. Dahame gibt es eine warme Suppe! Deshalb laufen sie alle stampfenden Schrittes durch den hell singenden Schnee, der vielstimmig und in hohen Tönen „garazt“ von der großen Kälten. Viele Burschen und Männer haben die Hände im Hosensack. Vor Kälte drehen sie sich ganz nach vorn zusammen. So laufen sie dahin. Wer es sich nur halbwegs leisten kann, hat in der Nacht einen „Mantel“ (Wetterkragen) um. Besonders die Kinder kommen „in aner Starren“ (ganz starr) heim. Kaum sind sie in der Stube, klettern sie „aufn Ofen“. Oder sie schlagen die Arme rasch hintereinander kräftig um den eigenen Leib.

Wenn die Leute von sehr weit her sind, die in der Christnacht zur Mette und zu den Weihnachtsfeiertagen in die vielen Gottesdienste gehen, können sie in der Zwischenzeit nicht nach Hause. Sie müßten in einem fort „außen und hinterwärt“ (hin und wieder) gehen und kämen doch nicht zurecht. Solche bleiben deshalb „in der Stadt“ (in den paar Häusern des Kirchdorfes selbst) bei Bekannten über Nacht und auch über Tag. Sogar der Kleinhäusler hat mehrere „zu Bette“. Ein paar Weibelen, die am heilig Abend kamen und über Mette und Frühgottesdienst blieben; einen Knecht vom letzten Bauern im Winkeltal, der über den Christtag bis zum Frühgottesdienst am Stefanstag blieb usw. Diese „Kirchenleut“ schlafen auf dem Ofen, d. h. auf der Ofenbrücke.

### 's Neujahrwünschen.

Kinder sollen zuerst Neujahrwünschen, das bedeutet Glück. Deshalb gehen die Kinder von Haus zu Haus. Und damit sie ja gewiß die ersten sind, beginnen sie das Neujahrswünschen schon zeitlich am Silvestermorgen, also am 31. Dezember! Früh heißt's

von den Federn gehen an diesem und am Neujahrsmorgen. Es ist noch nicht hell, da kommen schon die ersten. Ihrer vier, fünf sind es, Buben und Gitschelen. Auf dem schmalen Wegele gehen sie dem Hause zu, kleine, schwarze Gestalten im hellen Schnee. Jetzt gehen sie hintereinander über den Solder bis vor die geschlossene Haustür, stellen sich der Reihe nach auf und beginnen ihren Wunsch. Sie schreien, so laut sie können, damit man sie im Hause hört. Auf eine sinngemäße Betonung kommt es ihnen nicht an, aber den Reim und den Takt des Gedichtes heben sie genau hervor. Nun sind sie fertig. Ruhig bleiben sie vor der geschlossenen Haustür stehen. Nichts rührt sich im Haus. Wohnt hier ein „Geidiger“ (Geiziger)? Oder ist wirklich niemand daheim? Die Kinder warten unverdrossen weiter. Endlich öffnet sich die Tür und die Bäuerin reicht etwas heraus. Ein vielstimmiges, oft wiederholtes „Vergeltsgott, 'n Himmel auí, Vergeltsgott, 'n Himmel auí . . . .!“ Dann gehen sie weiter zum nächsten Haus.

Dort ist die Bäuerin gerade auf dem ober Solder. Sie kehrt den Schnee herunter. Als sie unten die Kinder den Wunsch schreien hört, beugt sie sich über den Solder herunter, um besser lauschen zu können. Dann bekommen sie auch hier etwas. In dem einen Haus gibt man ihnen zehn Groschen, in dem andern zwanzig Groschen.

Früher gab man den Kindern in vielen Bauernhäusern ein „Blatt“ vom „Blattstock“ fürs Neujahrswünschen, oder sonst ein „Gebache“. Jetzt bekommen sie fast überall Geldstücke. Vor Neujahr haben sie beim Krämer gar nicht genug 10 g-Stücke. Alle wechseln sich etwas ein, Bauern und Bäuerinnen, damit sie Kleingeld für die Neujahrwünscher haben. In einem Hafele stehen in jedem Haus die Geldstücke am Silvestertag bereit.

Kommen mehrere Wüscher zugleich, so gibt man jedem gleich viel oder einem ein größeres Geldstück. „Talt's enk!“ (Teilt es euch!).

Durch diese kleinen Geschenke erreicht man bestimmt, daß Kinder, die Glückbringenden, zuerst Neujahrswünschen kommen. So ein bißchen dem Schicksal in die richtige Bahn helfen, kann nicht schaden. Dafür gibt man schon „eppes her“. In einem Neujahrwunsch wird das auch ausdrücklich gesagt:

„I wünsch enk a glückseligs, neus Jahr,  
a frisches und a gsundes,  
a springats, wia a Hund,  
a starkes, wia a Bär,  
und fürs Neujahrwünschen gibt man eppes her.“<sup>3)</sup>

<sup>3)</sup> Einige „Neujahrwünsche“ sind auch in den „Osttiroler Heimatblättern“ 1924, Nr. 10, enthalten.

Dieser Wunsch wird aber von den Kindern sehr selten gesagt. Er fällt gar zu deutlich mit der Tür ins Haus. Ebenso dieser:

„Glückseligs neuchs Jahr,  
 's Chrischtkindl aufm Altar,  
 Die Muttergottes daneben,  
 bittschön, a Fünferle gebn.“

Lieber lernen sich die Kinder einen recht langen Wunsch ein:

Vom Turme scholl der letzte Schlag.  
 Was wohl das Neue bringen mag?  
 Das alte Jahr, es ging zur Ruh,  
 doch du, mein neues, was bringst du?  
 O, bring uns lauter Lust und Freud  
 und halte ferne Herzeleid  
 und Sorge, daß uns jeder Tag  
 gar hell und freundlich scheinen mag.  
 Was uns gekümmert und gekränkt  
 im letzten Jahr, das sei versenkt.  
 Des Daseins Sorgen, groß und klein,  
 sie sollen heut begraben sein.  
 Vertraue auch im neuen Jahr  
 auf deinen Herrgott immerdar,  
 dann wird auch im neuen Jahre sein  
 um euch stets Licht und Sonnenschein.

Ein so langes Gedicht können sich nicht alle genau merken. Sie verändern dann die Worte ein wenig, daß sie ihnen leichter fallen. Ein Bub sagt z. B. als 11. Zeile: „Was das für Sorgen, groß und klein“ usw.

Beim folgenden Wunsch hat sich der Neujahrswünscher wohl nicht viel Gedanken darüber gemacht, was er eigentlich wünscht. Beim schnellen Hersagen wird das dem Zuhörer allerdings nicht deutlich. Das macht nichts! Jeder weiß, der Wünscher hat immer eine gute Meinung bei seinem Spruch.

Das Jahr hat seinen Lauf vollbracht,  
 Das neue klopfet an mit Macht:  
 verlangst vom neuen du dein Glück,  
 blick auf das alte Jahr zurück.  
 Was es uns bot an Freud und Leid,  
 das bringe euch die neue Zeit.  
 Klein ist der Wunsch, recht ernstlich und wahr,  
 ich wünsch euch alles zum Neuen Jahr!

Ein größerer Bub kommt allein:

Glück und Freude wünschen wir durchs ganze Neujahr,  
 es segne euch der Herrscher hier mit Gnaden immerdar.  
 Er gebe große Fruchtbarkeit,  
 Gesundheit und Zufriedenheit.  
 Ja, was ein frommes Herz begehrt,  
 sei euch von Gott beschert.

Es sollen leben alle hoch  
 im Hause, groß und klein,  
 drum wünschen wir zum Schluß noch,  
 es wird das Beste sein:  
 Ein reines, frommes Kinderherz,  
 da plagt euch wenig Freud und Schmerz,  
 drum lebt, ihr Christen, fromm und recht,  
 ist auch das Jahr nicht schlecht.

Den Schluß hat er auf einem Zettel aufgeschrieben. Er zieht ihn aus der Leibtasche und liest verstohlen die letzten Zeilen ab.

Wie Brautbegehr- und Maschkerergedichte<sup>4)</sup> sind auch die Neujahrwünsche bei den Bergbauern selbst entstanden. Der eine oder andere kann „a weng dichten“ und hat sich einen solchen Wunsch zammegschtudierscht. Viele Jahre hindurch wird er dann von den Kindern gelernt und aufgesagt. Die jüngeren lernen es von den älteren und ein solcher Wunsch lebt weiter, viel länger als der, welcher ihn gedichtet hat. Nur ganz selten wird ein Neujahrwunsch aus einem alten Kalender gelernt. Die Wünsche, die von altersher aufgesagt wurden und die man von einem anderen Neujahrwünscher lernt, sind viel beliebter.

Manche Gedichte sind in der Mundart gedichtet. Aber auch die schriftsprachlichen verraten das Deutsch der Bergbauern. Beim Sprechen ändern die Wünscher die hochdeutschen Worte nach ihrer Mundart ab. Beim schnellen, taktmäßigen Aufsagen versteht dann der Zuhörer nicht leicht den Sinn des Wunsches.

Fast in jedem Gedicht ist vom lieben Gott die Rede. Das gibt dem Bergbauern Ruhe und Zuversicht in seiner Ungewißheit vor dem Kommenden. Denn das Leben des Bergbauern ist noch ungewisser als das der anderen Menschen. Der Schauer (Hagel), die Gisse (Gießbach), der Schneawe (Schnee), der Sturm, sie schaden ihm, auch wenn er noch so fleißig war. Daß sich die große Macht, die der ganzen Welt ihre Gesetze gibt, nicht immer um das Schicksal des Einzelnen kümmern kann — so weit kam der Bergbauer in der Erkenntnis des Weltgeschehens nicht. Er möchte gern, daß seine schwere Arbeit einen Erfolg hat, daß seine Felder tragen, daß sein Vieh gedeiht, die Hausleute gesund bleiben und daß nach diesem entbehrrungsreichen Leben ein schönes Jenseits kommt, das ihn für alle Müh und Plage des Diesseits entschädigt. Darum betet er, dafür opfert er und das läßt er sich zu Neujahr wünschen.

<sup>4)</sup> Vergl. Lang-Reitstätter „Hochzeit in Villgraten“, Wr. Z. f. Volkskunde, 39. Jg., 1—2.

Gott sei mit euch im neuen Jahr,  
 wie er es auch im alten war.  
 Lob singt ihm heut und denket dran,  
 wieviel er Gutes euch getan.  
 Gott segne unser ganzes Land,  
 den hohen wie den niedern Stand,  
 auf Berg und Tal, auf jedes Haus,  
 gieß er des Segens Fülle aus.  
 Dies sei mein Wunsch zum neuen Jahr,  
 der Herr erfüll' ihn ganz und gar.  
 Er schließ' euch alle, groß und klein,  
 in seines Vaters Segen ein.

Darf ich mit meinem Glückwunsch kommen,  
 Ihr lieben Leute, zum Neujahr,  
 Euch recht viel Glück und Segen bringen,  
 was wohl ein jedes brauchen kann?  
 Glück, ein jedes kann es brauchen,  
 und Gesundheit noch viel mehr,  
 denn ohne sie sind alle Schätze  
 auf dieser Welt ganz schal und leer.

Ich wünsch, o Herz, zum neuen Jahr  
 Euch und der ganzen Christenschar,  
 daß Gottes Segen, Huld und Treu  
 beständig mit und bei euch sei.  
 Der alte Gott, der euch bewacht  
 bisher, und mild und so voll Macht,  
 er steht auf Erden euch zur Seit'  
 im neuen Jahr in Lieb und Leid.  
 Von ganzem Herzen wünsch ich Euch,  
 daß ihr nie eurer Seel' verlieret  
 der Unschuld Schmuck, das Gnadenkleid,  
 Euer schönster Schatz, er bleibe für Zeit und Ewigkeit.

Ein interessanter Neujahrwunsch ist folgender. Er wendet sich an alle  
 Stände, die es in dem Hochtal gibt:

Vergangen, vergangen ischt wieder ein Jahr,  
 ihr sehet, schon wieder das neue ischt da.  
 Gott segne das neue, wir danken dafür  
 und rufen auch, Vater, alle zu dir.  
 Wir wünschen dem Bauer zu Haus und zu Land,  
 daß alles soll stehen im schönsten Stand.  
 Die Bäuerin soll leben, gsund leben zu Haus,  
 es soll ihr wohl gehen, das Böse bleibt aus.  
 Die Kinder solln wachsen an Leib und Verstand,  
 um nützlich zu werden der Kirch' und dem Land,

sie sollen gehorsam dem Vorgesetzten sein,  
 damit sich die Eltern an ihnen erfreun.  
 Wir wünschen den Knechten, die Arbeit zu verstehn,  
 damit sie recht fleißig das Hauswesen versehn.  
 Den Dirnen, den wünschen wir a recht frommes Leben,  
 damit ihnen Gott und der Bauer den Lohn soll geben.  
 Dem Reichen, dem wünschen wir für die Armen Brot,  
 Der Arme soll bitten und danken bei Gott.  
 Wir wünschen den Kranken die liebe Gesund,  
 und wenn nichts mehr tut helfen, a recht glückliche Stund.  
 Trifft 's eine oder andere der bittere Tod,  
 so wünsch ich, sie kommen in den Himmel zu Gott.  
 Wir wünschen den Sündern noch einmal die Buß,  
 In der Todsünde sterben, das wär ein Verdruß.

So sollte halt der Segen in Fülle kommen:

I wünsch enk a glückseligs noies Jahr,  
 's Chrischtkind mit die gekraustn Haar  
 und Küachlan in der Pfanne,  
 Milch in der Kanne,  
 Wein in der Flaschn,  
 Geld in der Taschn,  
 Kistn und Kastn voller Korn  
 und die Kinder wohl geborn,  
 Boahn (Bohnen) und Mogn (Mohn),  
 was der Acker mag dertragn.  
 Ruibn wia's Haberstroah (Haferstroh),  
 es bleib' der Acker ja nit laar (leer).  
 Kawesköpfe wia die Tassstöcke (Baumstrünke),  
 Ochs und Schwein in a jedn Haus  
 Küah und Kalbn  
 obn auf da Albn,  
 a schöans Haus, a schöans Feld,  
 a schöana Prinz bring's bare Geld.

Dieser Wunsch soll durch die vielen Wiederholungen sicherlich eine besonders eindringliche Wirkung haben:

„Vergangen ist wieder ein Jahr,  
 lobet, o lobet Gott und bringet ihm Dankopfer dar.  
 Sehet, er hat die Jahre auch ewig versenkt  
 und hat uns schon wieder ein neues geschenkt.  
 Tausendmal tausend wir wünschen euch Segen und Glück,  
 wir wünschen euch Segen und Glück,  
 Friede, Gesundheit und fröhlichen Sinn,  
 lebet jung, lebet recht glücklich und munter dahin!  
 Bleib auch der Unschuld, Tugend ein Haus,  
 bleib auch der Segen des Himmels nicht aus!“

Ein neues Jahr, ein neues Hoffen  
 zieht ein in jedes Menschenherz,  
 wir wünschen stets die Tür weit offen  
 und senden deines himmelwärts.  
 All denen, die die Hände regen,  
 verleihe Gott im neuen Jahr  
 recht viel Glück und Segen.

Im folgenden Wunsch kommt ein wenig die Erkenntnis zum Ausdruck, daß der Mensch gegenüber dem Weltgeschehen nichts vermag, als sich demütig zu fügen.

Das neue Jahr, es gibt und nimmt,  
 drum leg in dessen Hände,  
 der Weltenziel und Zeit bestimmt,  
 den Anfang und das Ende.  
 Trag du mit Freuden deine Last  
 und laß dich nichts verdrießen,  
 was du mit Gott begonnen hast,  
 kannst du mit Gott beschließen.  
 Ein glückliches, frohes Neujahr!

Ein besonders fleißiger Bui hat für den Paten ein Extragedicht gelernt:

„Von Dank erfüllt nah ich mich heut,  
 verehrter, teurer Pate Euch,  
 es ist mir heilige Herzenssache,  
 was ich heut gratuliere Euch.  
 Das neue Jahr hat angefangen,  
 Es bring Euch reiches Glück und Heil,  
 und allem, was Ihr mögt beginnen,  
 werd Gottes Segen reich zuteil.  
 An jedem neuen Tage scheint  
 die Sonne auf Euer reiches Glück  
 und gnädig wende ab der Himmel  
 Von Euch ein jedes Mißgeschick.  
 Kein Wölkchen mag den Himmel trüben,  
 Der heut in Eurer Seele wohnt,  
 und was Ihr Gutes mir erwiesen,  
 wird Euch vom Himmel reich belohnt.  
 Des Weges Dornen aus den Wegen  
 zu räumen Euch, es sei mir Pflicht,  
 das ist es, was am heutigen Tage  
 das Kind dem Paten fest verspricht.  
 Der liebe Gott, er möge walten  
 ob diesem Hause immerdar  
 und mög mir Eure Liebe wahren,  
 dies wünsch ich Euch zum Neuen Jahr!“

Verklungen ist der zwölfte Schlag,  
 Dieses Jahres letzte Stunde  
 und es beginnt am ersten Tag  
 das neue nun, die große Stunde.  
 Da blicken, schauen wir zurück  
 auf alle nun verlebten Wochen  
 und vieles nun. Von Lust und Glück  
 die jungen, frohen Herzen pochen.  
 Wir beginnen ohne Sorgen  
 dieses Jahr voll Zuversicht  
 und wollen ihm entgeggetragen  
 unsern Vorsatz, unsre Pflicht:  
 Wohl zu nützen jede Stunde  
 bis zum letzten Glockenschlag,  
 daß am Ende seiner Stunde  
 glücklich sei der letzte Tag.

Von den „langen Wünschen“ werden am öftesten folgende zwei auf-  
 gesagt:

Ein Jahr ist wieder entschwunden,  
 ein neues zog heiter herauf,  
 o brächt' es nur fröhliche Stunden  
 Euch Menschen in seinem Lauf.  
 Nur Gutes, das wünsch ich von Herzen,  
 soll heiter lächelnd euch nahn,  
 nie wieder der Krankheit Schmerzen,  
 nie Kummer, noch Sorgen, noch Gram.

Von Freudenblumen umgeben,  
 nie trübē von Ungemach,  
 so fließe dahin euer Leben  
 stillfriedlich wie ein Bach.  
 Und wenn seine Quellen versiegen  
 und wenn vollendet sein Lauf,  
 Da nehme der Herr uns gnädig  
 im Meere der Ewigkeit auf.

Ein neues Jahr hat angefangen,  
 Der liebe Gott hat's uns geschenkt,  
 viel hundert Jahr sind hingegangen,  
 seit er an seine Menschen denkt.  
 Er hört nicht auf, für uns zu sorgen,  
 und wird nicht müde, was er tut,  
 er weckt und stärkt uns alle Morgen  
 und gibt uns viel und ischt uns gut.  
 Er sieht auch heut vom Himmel nieder  
 auf mich und jedes Kind  
 und hilft auch dieses Jahr uns wieder,  
 Solang wir gut und folgsam sind.

Da kommt einer mit einem kleinen Wunsch. Ganz klar ist ihm und den Zuhörern nicht, was er meint. Schlechtes aber gewiß nicht!

„Glückselig's Neujahr!  
 Das alte ischt gar,  
 das neue ischt da.  
 Das Chrischtkindl mit die gekrausten Haar,  
 die kleineren Sünden mit größeren Freuden,  
 daß ma alle mitnander  
 in den Himmel aufsteigen.“

Während das der kleine Bui laut hersagt, spricht eine alte Frau leise die Worte mit. Genau so hat sie den Spruch gesagt, wie sie als „klans Gitschele Neujahrwünschen ischt gang.“

Auch dieser Wunsch war nicht schwer zu lernen:

„Ein kleines Kindlein bin ich,  
 drum wünsch ich kurz und innig  
 ein glückseliges Neujahr!  
 Und was euch freut, das weiß ich,  
 wenn brav ich bin und fleißig  
 immer im neuen Jahr.“

Hat ein Bui oder ein Gitschele gar keinen Wunsch „derlernt“, so können sie trotzdem Neujahrwünschen gehen. Den kürzesten Neujahrwunsch, den es gibt, merkt sich jedes:

„Recht a glückliches neuchs Jahr,  
 's alte ischt gar,  
 's noie ischt da.“

Sagt man diesen Spruch den Leuten, die einem begegnen, so tut er auch seine Wirkung. Sie greifen in den Sack und geben „eppes her“. Freilich, die Leute aus dem Haus auf den Sölder locken kann man damit nicht. Da muß man schon einen längeren Wunsch lernen.

So sind am Silvestertag überall auf den beschneiten Bergpfaden die kleinen Neujahrwünscher zu sehen. Als kleine schwarze Gestalten erscheinen sie von ferne in der weißen Schneelandschaft. Unverzagt traben sie von Haus zu Haus, mag es noch so grimmig kalt sein. Die Buibn stecken die Hände in die Rocktaschen, die Gitschelen wickeln die Schürzen darum. Wird der Wind gar zu eisig, da hält man sich die Ohren zu und stapft schneller dahin.

Manchmal siehst du einen Buben allein durch den Schnee gehen, abseits von der Straße auf einem kleinen Wegele. Du stehst ein wenig still, da hörst du ihn laut durch die Schneeluft schreien. Er sagt sich seinen Spruch vor, damit er ihn beim nächsten Haus

ohne Steckenbleiben kann. Solche Alleingehere schließen sich manchmal später an andere Kinder an, z. B. ein Bui an drei kleine Gitschele. Geschwister gehen miteinander wünschen, oft auch Nachbarkinder. Zwei Gitschelen führen ihr kleines Schwesterlein, das noch nicht so gut laufen kann, auf einem Schlitten mit.

Jetzt kommen gar sechs Kinder daher. Sie haben schon allerhand zusammengesammelt. Ein Bui übernimmt für alle das Geld und das Verteilen. Die Sechs haben genau ausgemacht: Zwei Buibn und das kleinste Gitschele legen ihr Geld zusammen und kaufen darum etwas gemeinsam. Die übrigen zwei Mädchen und ein Bub nehmen jedes seinen Teil von dem Geld für sich allein. Aufgeteilt wird in vollständig gleichen Teilen.

Etwas bekommen die Kinder in jedem Haus, auch beim Aermsten im Tal. Würden sie nicht wünschen kommen, so wäre das ein böses Vorzeichen: Das Unglück ist auf dem Wege!

Manchmal werden die kleinen Neujahrwünscher in das Haus hineingerufen, besonders, wenn dort Verwandte oder nähere Bekannte wohnen. Sie bleiben dann eine Zeit lang drinnen, wärmen sich beim Ofen oder essen schnell etwas Gebackenes. Zu lange leidet es aber die Kinder heute nicht im Haus. Sie müssen weiter, denn überall trägt es etwas ein.

Bis nach Panzendorf und Sillian hinaus (1 Stunde) kommen die Villgrater Neujahrwünscher. Wenn die Haustüre offen ist, geht der Neujahrwünscher auch von selber in das Haus von näher Bekannten hinein. Er schreit dann seinen Wunsch so laut, daß es durch das ganze Haus hallt.

Auch die Erwachsenen wünschen den näher Bekannten in längeren Worten Glück: „Alles Gute, recht viel Glück und Zufriedenheit, gut mitnander leben, immer recht gesund bleiben, alles, was enk dös selm wünschet“ usw. So daß auch da ein ganzer kleiner Wunsch daraus wird.

Wenn eins dem andern begegnet, auf dem Kirchwege oder sonst am Neujahr-Vormittag, ruft sich alles laut Neujahrwünsche zu.

Daß ein paar übermütige Burschen selbst am Neujahrstag nicht ernst bleiben können und beim Neujahrwünschen noch ihre „Gaschpalen“ (Witze) machen müssen, das können auch hier die Alten nicht verhindern; mögen sie noch so „schifferig“ (zornig) darüber werden. „Söllene Lötter“ wünschen einand dann z. B.

Soviel Stern am Himmel stehn,  
 soviel Frühlingslüfte wehn,  
 soviel Dornen am Rosenstock,  
 soviel Haare am Ziegenbock,  
 soviel Flöhe am Pudelhund,  
 soviel Jahre bleib gesund!

Im eigenen Haus kommen die Kinder nicht erst zeitlich am Morgen, sondern schon während der Nacht wünschen, manchmal gleich nach Mitternacht, wenn der neue Tag begonnen hat. Jeder will der erste beim Neujahrwünschen sein. Das läßt die Kinder gar nicht schlafen. Aber auch die Erwachsenen versuchen mit allen Listen, den Hausleuten zuerst ihren Neujahrwunsch darzubringen. Die Dirne, stellt sich heimlich zur Stiege in der Labndille und wenn der Bauer und die Bäuerin am Morgen herunterkommen, ruft sie gleich „a recht a glückseligs Neues Jahr!“ bevor die noch eine Ahnung haben. „Es ischt immer a Geraffe, wer der erste beim Wünschen werd.“

Alles Wünschen muß bis Mittag erledigt sein. „Nachher giltet es nicht mehr.“

Daß jedes zuerst wünschen will, hat noch ein Gutes: alle sind früh aus den Federn. Als letztes aufstehen am Neujahrmorgen, „Neujahrsbloch“ werden, „aus und gefahlt“ wärs! Der käme das ganze Jahr mit allem hinten nach. Einen wird es wohl trotzdem im ganzen Hause treffen, 's Spätaufstehen und 's Längsamer sein, im Arbeiten und im Denken.

Ja niemals soll einem zu Neujahr ein Weibets zuerst begegnen oder gar wünschen. Die Weiberleut, besonders die älteren, machen es deshalb am Neujahrstag so, daß sie keines beleidigen: auf dem Kirchenwege in der Früh wünschen sie einem Begegneren nicht gleich Neujahr. Erst wenn der wünscht, tun sie es auch.

Was machen die Neujahrwünscher mit ihrem Geld? Ein paar Schilling bringen sie dechta zsamme. Die einen Kinder geben sie in die Sparkasse. Andere kaufen sich dafür Bleistifte und Hefte. Die kleinen sechsjährigen Buben und Gitschelen in der ersten Klasse haben mit ihrer jungen Lehrerin ausgemacht, daß sie sich um das Neujahrgeld Farben kaufen! „A bißl eppes Guits“, ein paar „Zickelen“ (Zuckerl) kaufen sich die meisten von diesem ersten selbstverdienten Geld. Der Automat, den der Krämer vor seinem Geschäft hängen hat, wird am Neujahrstag eifrig besucht. Er ist so praktisch für 10 g-Stücke eingerichtet!

Kommst du gegen Abend des Silvestertages zufällig beim Krämer vorbei, dann siehst du sicherlich einen kleinen Neujahrwünscher, der sich die Nase am Auslagenfenster breit drückt. Heute braucht er hier nicht bloß sehnsüchtig hineinschauen, heute kann er wählen. Leise klingen die 10 g-Stücke, wenn er mit der Hand in die Tasche fährt. Er besorgt das Wählen lang und gründlich. Den „Tschukerlati“ im roten Papier? Oder den im blauen? Ein paar Schafe für das Krippele? Oder den kleinen blechernen Huhne (Hahn), schön gelb, rot und grün angestrichen? Oder doch so einen Tschukerlati im roten Papier?

Du machst deine Wege, nach einer Viertelstunde kommst du zurück. Der Bui steht noch immer vor der Auslage des Krämers. Die Hand hält er fest im Hosensack. Darin ist sein Schatz, die „zwanzigtusig“ (2 Schilling)<sup>5)</sup>, die er sich heute erwünscht hat.

Endlich tritt er in den Laden — und kauft  $\frac{1}{4}$  kg Würfelzucker! Das ist auch süß und „hebt lang“. Dann nimmt er aber doch den Tschukerlati im roten Papier dazu.

### Zu Dreikönig.

Am Dreikönigabend (5. Jänner) geschieht in jedem Bauernhaus neben dem „Rachn“ mit „weichn Rach“ und dem „Sprengen“ noch ein Wichtiges: Der Bauer schreibt mit Kreide die Namen der „heiligen drei Könige“ zwischen Kreuzlein oben an der Tür und die Jahreszahl dazu.

Sternsinger gehen auch noch in Innervillgraten. Sie legen dabei keine „Montur“ an. Den Stern haben sie wohl noch aufgehoben, aber sie nehmen ihn nicht mit. „Sie nehmen lei die Säcke auf den Buckel und gehen von Haus zu Haus. Der Habern ischt die Hauptsache“. Für das Singen bekommen sie in jedem Haus als freiwillige Gabe Hafer. Den verkaufen sie und das Geld können sie dann teilen. Diese Sternsinger sind Mitglieder des Kirchenchors, der Haber eine Dankesgabe fürs Chorsingen. In Außervillgraten ist der Brauch eine Zeitlang in Vergessenheit geraten. In den letzten Jahren wird aber auch in Außervillgraten das Sternsingen wieder ausgeführt, ebenfalls von den Mitgliedern des Kirchenchores, beiderlei Geschlechtes; ebenfalls ohne Verkleidung und — ohne Stern.

---

<sup>5)</sup> Trotzdem in Oesterreich schon mehrere Jahre die Schilling- und Groschenwährung eingeführt ist, rechnen die Bergbauern noch immer nach der früheren Kronenwährung mit den schwindelnd hohen Zahlen der Inflationszeit.

## Sternsingerlied.

Auf, Christen, singt fröhliche Lieder  
 und jauchzet mit freudigem Klang.  
 Es schalle auf Erden laut wieder  
 süß tönender Jubelgesang.  
 Im Stalle bei Bethlehems Toren  
 [:hat zur mitternächtlichen Zeit:]  
 Maria, die Jungfrau, geboren  
 [:den Heiland, der alle erfreut:]

Dies Wunder der menschlichen Kinder  
 ist Gott in der Menschheit gekleid't.  
 Er hat sich zum Mittler der Sünder  
 aus göttlicher Liebe geweiht.  
 Dies große Geheimnis erklären  
 [:die Engel den Hirten im Feld.:]  
 Sie singen dem Schöpfer zu Ehren,  
 [:sie singen den Frieden der Welt.:]

O, lasset in ihre Gesänge  
 uns mischen mit fröhlichem Ton.  
 Laßt alle mit Jubelgepränge  
 uns singen dem göttlichen Sohn.  
 Die Krippe kniefällig umringen,  
 [:in welcher das Jesukind liegt.:]  
 Ihm dankende Lieder zu singen,  
 [:sei unsere süßeste Lust<sup>6)</sup>.:]

## Altes Sternsingerlied (Weihnachtslied).

Großer Tag, o Tag der Freuden,  
 den der Herr uns selbst gemacht.  
 Jubel wirst du uns bereiten,  
 Segen hast du uns gebracht.  
 Nimmer sind wir nun verloren.  
 Seht, ein Kind ist uns geboren.  
 Gottes Sohn ist uns geschenkt.

Deine Händlein schön gefaltet,  
 blickst du schon zum Himmelszelt,  
 flehst zum Vater, der dort waltet,  
 für das Heil der ganzen Welt.  
 Wolle auch zu mir dich wenden,  
 deiner Liebe Kraft mir senden,  
 daß ich lebe nur für dich!

Den die Himmel einst umfassen,  
 dem die ganze Welt zu klein,  
 will sich eng umwinden lassen  
 und für uns gebunden sein.  
 Von der Sünde schweren Ketten  
 willst du, Kindlein, uns erretten.  
 Preis und Dank sei ewig dir.

Sieh uns dir zu Füßen fallen  
 allerhöchster Gottessohn,  
 der du bist herabgestiegen  
 von dem schönen Himmelsthron.  
 Hast zu unserm Heil und Frommen  
 unsre Menschheit angenommen.  
 Nimm mein Herz, es liebt dich schon.

---

<sup>6)</sup> Wurde früher nach dem Gehör gesungen und dann von Anton Obbrugger (59 Jahre Lehrer in Außervillgraten, † 1901) aufgezeichnet und wird heute als Sternsingerlied noch verwendet. Dasselbe gilt von dem folgenden Lied. Josef Obbrugger, derzeit Lehrer in Außervillgraten, bemüht sich, die alten Lieder wieder ins Volk zu bringen.

Wenn ich dich in einer Krippe  
da muß arm und dürttig sehn,  
stirbt das Wort in meiner Lippe,  
nur mein Herz vermag zu flehn.  
Herr der Armut und der Demut,  
sie mich an in meiner Wehmut.  
Laß mich nicht zu Grunde gehn.

Gott dem Vater und dem Sohne  
singt Lob und Herrlichkeit,  
und der Geist am höchsten Throne  
sei gelobt in Ewigkeit.  
Alleluja, alleluja,  
alleluja, alleluja,  
sei der Christen Preisgesang<sup>7)</sup>.

## **Ahnentafel der Haberlandts als Beitrag zur Familiengeschichte des Deutschtums in Westungarn.**

Von Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat im Jahre 1923 einen Aufruf zur Pflege der Familiengeschichte unterzeichnet, der ihm und seinen Angehörigen den Wunsch auch zu eigener Familienforschung weckte und wach erhielt. Die Ergebnisse vielseitiger Umfragen, bei denen der Verfasser als Sohn des Genannten dankbarst der Erhebungen seines Onkels Prof. Dr. Gustav Thirring, em. Direktors des Budapester Statistischen Amtes, ferner des Herrn Stadtarchivars Dr. Faust und des Herrn evangelischen Pfarrers und Altseniors Dr. C. E. Schmidt in Preßburg, sowie seiner Tante Ilka Hofer und der Herren Amtsrat J. Fuchs und W. Exinger, sowie des Herrn Direktors Dr. Geyer vom Städtischen Archiv in Wien zu gedenken hat, sei im nachfolgenden unter Hervorhebung kulturgeschichtlicher Gesichtspunkte dar-  
geboten.

Die Angehörigen der Sippe Haberlandt leben heute fast durchwegs in geistigen Berufen und es entsteht die Frage, inwieweit hieran etwa eine Fortsetzung der Berufe der Voreltern zu ersehen ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die technische Intuition, wie sie den Berliner Pflanzen-

---

<sup>7)</sup> Weiters werden beim „Sternsingen“ gesungen: a) „Herbergs-Lied“ für Sopran- und Tenorsolo und vierstimmigen und gemischten Chor. (Maria und Josef, Bürgerchor) von Sebastian Wagner, 1832, Lehrer und Organist in Patsch bei Innsbruck. — b) „Mit süßem Freudenschall.“ (In dulci jubilo in rein deutscher Übersetzung.) — c) Weihnachtslieder von Nagiller. — d) Weihnachtslieder von Pegger. — e) Weihnachtslieder aus „Echte Tiroler Lieder“ von Franz Friedrich Kohl und Josef Reiter. Große Ausgabe, 1. und 2. Band. Innsbruck 1933.

Bei längerem Aufenthalt in einem Bauernhofe werden auch „lustige Lieder“ aus beiden Bänden von Kohl-Reiter für gemischten Chor und Männerchor eingeschaltet. Beliebt werden auch die Lieder von Professor Josef Pöll, Innsbruck.

Ebenso die Vertonungen von Direktor Vinzenz Halbeis, Fulpmes, geb. 1874. (Noch nichts im Druck erschienen.)

physiologen Gottlieb Haberlandt, die unerhörte technische Sorgfalt, die seinen verstorbenen Sohn, den Innsbrucker Physiologen Ludwig Haberlandt bei seinen Experimenten kennzeichneten, aus der Übung handwerklicher Sorgsamkeit in der Vorfahrenreihe emporgestiegen sind. Ebenso könnte das zudem künstlerisch betonte Interesse an der Volkskunst beim Gründer des Museums für Volkskunde, Michael Haberlandt, und die seit früher Jugend entwickelte technologische Aufnahmefähigkeit und Übung des Unterzeichneten, die sich anscheinend auch weiter vererbt hat, hiefür geltend gemacht werden. Eine ausgesprochene Begabungsvererbung läßt sich seit Johann Friedrich Haberlandt auf zeichnerischem Gebiet in verschiedenen Zweigen der Sippe verfolgen, so bei Gottlieb, Katharina und Michael Haberlandt; außerdem sind zwei Kinder Gottlieb Haberlandts in zeichnerisch-künstlerischen Berufen tätig, bei einem dritten macht sich eben dieselbe Begabung spontan bemerkbar. Zeichnerische Begabung ist mit Übersprungung des Unterzeichneten auch in der Enkelgeneration Michael Haberlandts wieder festzustellen. Musikalität — in der Sippe allgemein gefühlsmäßig stark betont — ist nirgends zu schöpferischen Leistungen gelangt.

Die Sippe Haberlandt, deren Angehörige weitem in städtischem Beruf und Verkehr in Wien, Graz, Innsbruck, Berlin, Gera, Stettin lebten und leben, und deren ältere Familienangehörige sich auch in Hainburg und Zurndorf im Burgenland ansässig gemacht hatten, führen auf einen Familienstamm in Preßburg zurück, der sich darüber hinaus auch noch nach Ödenburg verfolgen läßt. Angehörige des Namens Haberland — auch der in Frage stehende Stamm schreibt sich bis 1826 so — leben in Deutschland in größerer Zahl, ohne daß die Sippentafel bisher erhoben wäre. Für einen Stamm mit der Schreibung Haberlandt hat Frau Gertrud Haberlandt-Brescius, Gattin des Herrn Majors Alfred Brescius in Eilenburg, Sachsen, eine im Museum für Volkskunde in Wien erliegende Stammtafel ermitteln können. Es handelt sich um einen Stamm, dem im deutschen Osten (Pommern, Ostpreußen, Posen und Masuren) Förster und Offiziere, sowie Beamte zugehören. Diese sowie sämtliche sonstige bekannt gewordene Haberlandt-Linien sind seit alters Evangelische. Nach Beileids- und Glückwunschgedichten, die in ansehnlicher Aufmachung in barockem Huldigungsstil in Altenburg gedruckt und von „Freunden, Gönnern“ und einem „S. S. Theol. Stud.“ dargebracht wurden, lebten in Altenburg in Sachsen indes auch ein „Moritz Wilhelm Haberland Des Hochfürstl. Consistorii in Altenburg Hochverordneter Assessor und des Teutschen Ordenshauses daselbst hochverdienter Amtmann“ und ein „Herr Siegmund Rudolph Haberland Hoch-Fürstl. wohlbestalt gewesener Cammerdiener zu Altenburg und Zeit“. (Die Widmung dieser Drucke verdankt der Unterzeichnete Herrn Konservator S. Wolf in Eisenstadt.) Solch ansehnlicher Ahnenschaft vermögen sich die drei bekanntgewordenen Stämme der Haberland in Ödenburg nicht zu rühmen. Eine davon leitet noch im 19. Jahrhundert nach Deutschland zurück. Im Jahre 1848 heiratet Joh. Gottfried Haberland, Kupferschmied bei der Eisenbahn in Ödenburg, Sohn des Joh. Friedr. Haberland, bürgerl. Tuchmeisters in Neu Ruppin (Preußen) und der Maria Menfried, Tochter eines Regensburger Bauers, die Therese Lovicsek. Über diesen Stamm ist weiter nichts bekannt geworden.

Ein zweiter, älterer Stamm scheint in Ödenburg mit Joachim Haberland, Zimmermann in Wieszdorf (Wiesen in Burgenland?) auf. Sein Sohn Johann Haberland, Tuchmacher, — die Mutter wird nur mit dem Vornamen Sophia als Gattin des j. H. genannt — heiratete am 4./II. 1771 Elisabeth Schmidt, die Tochter des Schuhmachermeisters Georg Schmidt in Rödelschlag (Redlschlag in Burgenland).

Deren Sohn Johann Haberland heiratete am 20./XI. 1796 Susanna Purtschi, die Tochter des Inwohners Matthias Purtschi (Inwohner sind die Ansässigen, die nicht das Bürgerrecht hatten).

Schließlich scheinen in Ödenburg noch ein dritter und vierter Stamm auf. Im Jahr 1742 am 21. Mai nimmt „der ehrenfeste Hr. Johann Adam Haberland, seiner Profession ein Posamentierer, ein Wittwer allhero „zur Ehe die ehr- und tugendsame Jungfrau Maria Elisabeth, des bürgerl. ehrsamem und bescheidenen Johann Rühmers mit Sophia seiner gewesten Ehe-wirtin in Lotsch . . . ehelich erzeugte Tochter. Bei der Taufe seiner Tochter Anna Maria, 1749 wird er „Bandmachergesell“ genannt.

Außerdem erscheint nochmals 1774 ein Johann Haberland, „Stadt-guardie“, dem eine Tochter Elisabeth geboren wurde. Die Mutter Elisabeth scheint an dieser Geburt gestorben; denn am 22. Mai 1775 heiratet „der ehrgeachtete und mannhafte Johann Haberland, Stadtmusketier, Wittwer allhier“, Katharina Wurm, die Tochter des Bürgers Gregor Wurm und seiner Frau Rosina. Es ist wahrscheinlich ein Sohn aus dieser Ehe, wenn „Gottfried Haberland, Inwohner“, am 26. Mai 1807 Susanne Tremmel, die Tochter des Wirtschaftsmannes Tremmel aus Stoob (Burgenland) heiratete. Das Ehepaar verstarb 1832, nachdem ihm drei Töchter geboren worden waren, an der Cholera. Der Name Haberland verschwindet nach 1850 aus den Aufzeichnungen gänzlich. Die bisherigen Vermerke sind jedenfalls lückenhaft. So erscheint erst nach siebenjähriger Ehe des Joh. Adam eine Tochter, obwohl in damaliger Zeit mit normaler ehelicher Fruchtbarkeit zu rechnen ist. Von der ersten Ehe des Genannten verlautet überhaupt nichts.

Nun ist laut Eintragung im Bürgerrecht der Stadt Preßburg (1765 bis 1802) „Anno 1873 den 20. Octobris . . . der Ehrbare Josef Christof Haberland von Oedenburg gebürtig Evang seine Profession ein erlehrnter Traxler . . . vor einen Mitbürger dieses K. Schlossgrundes gegen Erlas der gewöhnl. Bürger-Rechts tax . . . auf der erlehrnter Traxler Profession gerichtlich an und genohmen worden“. In der Evang. Pfarrmatrik erscheint ein „Johann (sic!) Christoph Haberland, Bürger und Drechslermeister a. d. Kgl. Schloßgrund, gest. 18./VI. 1813, 68 Jahre alt“, der der älteste, nachweisliche Vorfahre unseres Stammes, der, wenn nicht ein Bruder, so mit dem Joseph Christoph aus Ödenburg wohl identisch ist. Welcher der Ödenburger Stämme kommt hiebei in Betracht? Bedenkt man die „Zunftnähe“ des Drechslerhandwerks zum Zimmermann, ferner, daß das Bürgerrecht wohl schon einem gelernten Meister verliehen wurde, so ist die Abstammung vom Zimmermann Joachim Haberland aus Wieszdorf, dessen Sohn Johann 1771 in Ödenburg heiratete, am wahrscheinlichsten. Es könnte auch der Bandmachergesell zeitlich in Frage stehen, doch ist es bei seiner abhängigen Lebensstellung kaum wahrscheinlich, daß ein männlicher Nach-

komme ehe bald Meister wurde. Nach Preßburg kam Johann Christoph Haberland, verheiratet mit Rosina Grüneberg, gest. dortselbst 23. Nov. 1777, und ehelichte am 21. Februar Anna Elisabeth Falkenberg, die Tochter des Bürgerl. Knopfmachers Joh. Christoph Falkenberg aus Stargard in Pommern. Aus dieser Ehe ist der Stamm des Unterzeichneten mit Johann Gottlieb, dem letzten Kind, hervorgegangen.

Ihm gingen sechs Geschwister voraus. Ein älterer Bruder Joh. David, geb. 1782, soll nachmals ein Gut im Eisenburger Comitatz besessen haben, wo es vielleicht noch Haberlandt gibt. Unter den acht Kindern des Joh. Gottl. Haberlandt setzte außer dem Großvater des Unterzeichneten nur ein Christian Haberlandt, der in Wien eine Stahlwarenhandlung im Zwettlerhof besessen haben soll, den Namen fort, doch scheint diese Linie verschollen.

Nicht den Tatsachen entspricht die in den „Lebenserinnerungen“ Gottl. Haberlandt weitergegebene Ueberlieferung, daß ein Mitglied der Haberlandt (Joseph Christof) Wirt zum „Goldenen Kreuz“ in Preßburg gewesen wäre. „Besitzer und Wirte dieses nunmehr gänzlich verschwundenen alten Gasthofs, der übrigens auch auf dem Kgl. Schloßgrund lag, waren in diesem Zeitraum Leopold Leyrer und nach ihm . . . Christoph Leyrer. Haberlandt hatte vielleicht in dem sehr umfangreichen Gebäude des Kreuzwirthshauses seine Werkstätte und Wohnung“ (Frdl. Mitt. von Alt-Senoir Pfarrer Dr. C. E. Schmid in Preßburg).

Durch Verhehelichung von Therese Haberlandt, Schwester des Joh. Friedrich Haberlandt, geb. 1831 in Preßburg mit Ferdinand Thirring in Oedenburg ist eine erste Verwandtschaftsbeziehung mit dem deutschen Stammgeschlecht der Thirring in Oedenburg angebahnt worden, das seit dem 17. Jahrhundert fast 250 Träger dieses deutschen Namens im Aufbau der bürgerlichen Kultur bis auf einen in Wien ansässig gewordenen Zweig im ungarischen Staatsraum hervorgebracht hat. Die ältesten erweislichen Träger des Namens sind Mathias Thüringer, der als Schuhmachermeister 1623 in Oedenburg das Bürgerrecht erworben hat; er vererbte sein Gewerbe auch auf einen Sohn. Weiters ein Webermeister aus (der Umgebung von ?) Zittau in der Oberlausitz in Sachsen, der 1848 das Bürgerrecht erwarb und Hans Georg Düringer, ein braver deutscher Schneidermeister aus Sachsen, dem 1637 das Bürgerrecht verliehen wurde und einer ganzen Geschlechterfolge sein Gewerbe vererbte. Im 18. Jahrhundert wanderte wahrscheinlich ein „Thüringer“ dieses Stammes nach Kronstadt in Siebenbürgen ab. Sein Nachkomme, Dr. Viktor Thüringer, lebt als Apotheker in Bukarest. Im 18. Jahrhundert tritt Verschwägerung mit einem 1658 wegen Verfolgung ihres evangelischen Glaubens aus Illmitz eingewanderten Geschlecht der Fleischhacker mit dem Thirringstamm ein, später mit einer Regenburger Familie Stadler, so wie auch sonst bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich mit deutschen Familien Verschwägerung bestand. Seit 1771 betreibt der Oedenburger Altstamm eine ansehnliche Eisenhandlung. Mit einem Richter der Königl. Tafel und dem Direktor des statischen Amtes in Budapest, dem Verfasser des Thirringstammbaumes und mit anderen Vertretern des Beamtenstandes ist die Familie in den Verwaltungsapparat des ungarischen Staates kraft ihrer kleinstädtisch erworbenen deutschen Tüchtigkeit aufgestiegen.

I.

II.

**Arthur Haberlandt**

1889, Ev. A. B., Wien

III.

**Michael Haberlandt**

1860, E. A. B., Ung. Altenburg

**Lola Malovich**

1865, Kath., Triest

IV.

**Joh. Friedr. Haberland(t)**

1826, Ev. A. B., Preßburg

**Kath. Koehler**

1828, Kath., Wien

V.

**Joh. Gottl. Haberland**

1790, Ev. A. B., Preßburg

**Ther. Biermann**

1794, Ev. A. B., Preßburg

**Gottl. Joh. Koehler**Ev. A. B., Reuß Greis Schleiz  
Loebenstein, Thüringen**Elis. Ernst**

Kath., Wien

VI.

**Joh. Christoph Haberland**

1745, Ev. A. B., Ödenburg

**Anna Elis. Falkenberg**

1749, Ev. A. B., Preßburg

**Gottl. Christian Biermann**

Ev. A. B., Preßburg

**Ther. Artbauer****Martin Ernst**

Kath., Wien

**Kathar. Exinger**

Kath., Wien

VII.

?

??

?

**Joachim Haberland**

(Gattin Sophia) um 1710 geb.

**Johann Adam Haberland**

heiratet in 2. Ehe 1742

**Maria Elisabeth Rühmer****Johann Exinger**Kath., Neustift bei  
Krems, geb. vor 1760**Josepha Stöger**

Kath., Neustift

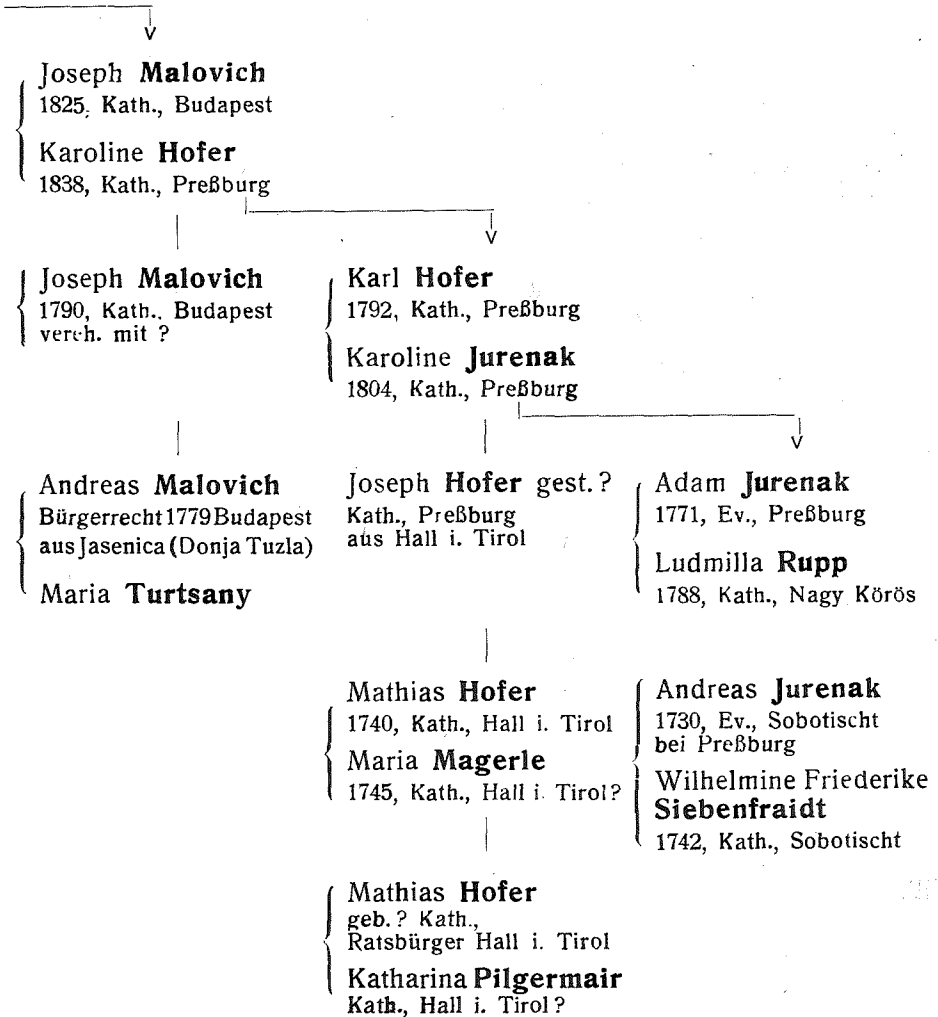
VIII.

**Johann Rühmer**

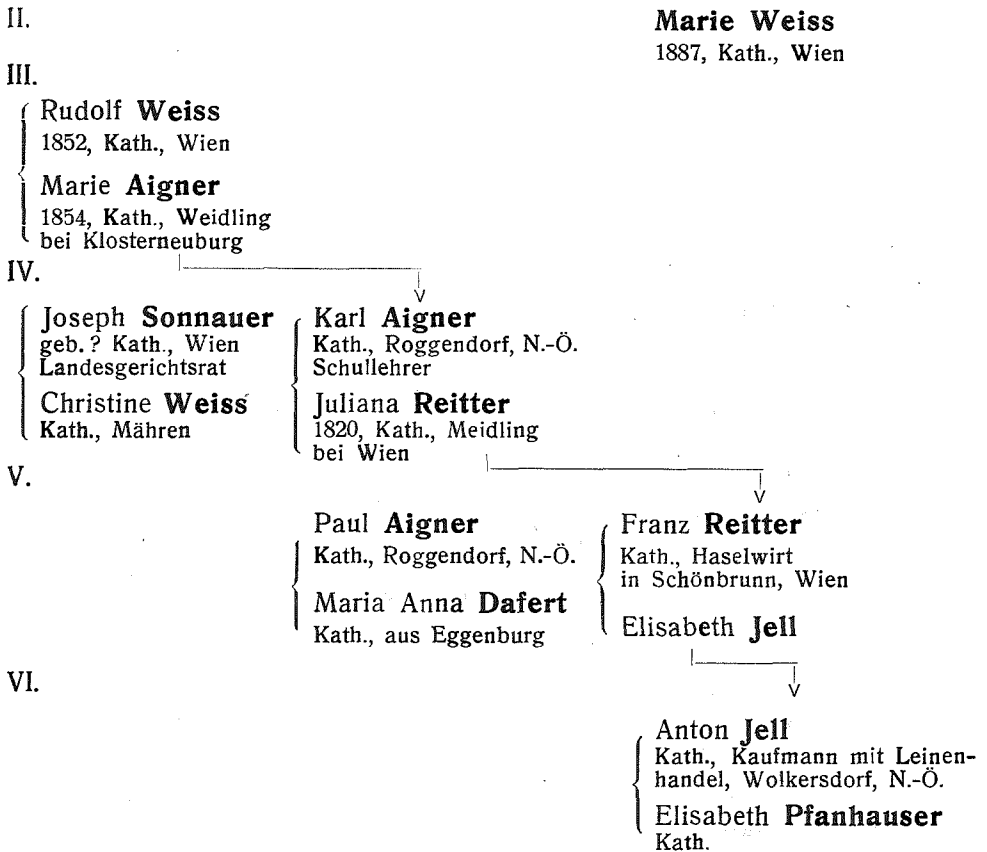
aus Lotsch

**B AHNENTAFEL**

der Geschwister Wolfgang Haberlandt u. Gertrud Haberlandt 1.  
 1922, Ev. A. B., Wien 1923, Ev. A. B., Wien



## C



So scheint es vom Standpunkt deutscher Familienforschung nur angemessen, wenn G. Thirring seiner Schrift die Geleitworte gibt: „Es wäre ein arges Versäumnis, wenn ich, als heute eines der ältesten lebenden Mitglieder dieses Geschlechtes, mich nicht bemühen würde, das Andenken unserer Vorfahren vor der Vergessenheit zu bewahren, besonders heute, wo die immer mehr um sich greifende Magyarisierung der Familiennamen droht, daß der Name dieses ehrwürdigen Bürgergeschlechtes vom Kampfplatz des Lebens einfach verschwinden könnte.“ (Vergl. G. Thirring: Die dreihundertjährige Geschichte der Thirring in Oedenburg, 1934. Im Selbstverlag des Verfassers. Leider in ungarischer Sprache!)

In der Frau des Joh. Friedrich Haberlandt, geb. Katharina Koehler, lebte der Name Thüringerscher Vorfahren aus Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein fort, von wo ihr Vater Gottlieb Koehler als Uhrmachergehilfe nach Wien zugewandert war. Ihre Mutter Elisabeth Ernst war Tochter des Martin Ernst, der in napoleonischer Zeit als Offizier nach Wien gekommen sein soll, ihre Mutter eine geborene Exinger, nach Familienerinnerung verwandt mit den Brüdern Joh. und Ferd. Exinger, die danach einen Wildbrethandel auf dem Wildbretmarkt unterhielten. Die Familie Exinger läßt sich über Joh. Exinger verhehlicht mit Ther. Regner von Fürth in Bayern, geb. 1791, von Neustift bei Krems zu Joh. Exinger, Gastwirt zu Neustift zurückverfolgen. Die Familie Ernst ist Herrn W. Exinger, Wien durch den Dombaumeister L. Ernst, der die Stephanskirche wiederherstellte, bekannt und auch der Hausbesitz auf der Landstraßer Hauptstraße, von dem in der Familie Haberlandt überlieferungsgemäß die Rede geht, ist seit 1821 und 1829 im Häuserschematismus auf den Namen Johann Edl. v. Ernst bzw. Johann Ernst für die Häuser Rennweg 89—93 oder 93—97 bzw. Landstraßer Hauptstraße 146 oder 148 festzustellen. Da ein Joseph Ernst bereits 1806 von Ackergründen auf der Landstraße Steuer zinst, ist es fraglich, ob die Ueberlieferung, wonach M. Ernst als Offizier aus der Fremde gekommen sei auf Richtigkeit beruht. Nicht den Tatsachen entspricht mindestens für das 19. Jahrhundert die Familienüberlieferung (vergl. G. Haberlandts Lebenserinnerungen), wonach die Urgroßmutter Ernst Wirtin vom Gasthof „Zur blauen Kugel“ am Hof gewesen sei, wo vielmehr 1804 Christoph Deyerle, seit 1819 und später Deierlische Erben als Besitzer genannt sind. Herrn Dr. Geyer vom Archiv der Stadt Wien ist der Unterzeichnete für seine Bemühungen um dieses Nachweisungen sehr verpflichtet.

Der Mutterstamm des Unterzeichneten in der Aszendenz, beginnend mit Lola Haberlandt-Malovich ist kroatischen Ursprungs. Andreas Malovich in Jazenica (Wohl Bez. Donja Tuzla in Bosnien) geboren, kam im Jahre 1779 nach Ofen=Pest und erwarb hier am 13. Juli als Bauholzhändler (Quaestor lignorum) das Bürgerrecht, sowie mit seiner Frau Maria, geb. Turtsany, ein Grundstück und einen Weingarten. Die Bauholzhandlung führte sein Sohn Michael Malovich, geb. 182 weiter, dann sein jüngerer Bruder Josef Malovich, geb. 1790, er erhielt als Holzhändler (lignorum Aedilium Quaestor) 1830 das Bürgerrecht, verarmte aber und ging nach Waitzen, im Alter wieder zurück nach Pest, um hier zu seinem Unterhalt um ein Greislerrecht einzukommen. Sein Sohn Josef Malovich, geb. 1825, Großvater des Unterzeichneten, wurde Hofphotograph in Triest, ehelichte die 1838 in Preßburg geborene Karoline

Hofer, deren Vater Karl, geb. 1793 und Großvater Josef Hofer Kaufleute in Preßburg waren, aus Hall in Tirol zugewandert, wo Mathias Hofer, geb. 1740, verehelicht mit Maria Magerle, Stadtrichter und Ratsbürger wie vordem auch schon sein Vater Mathias Hofer, verehelicht mit Katharina Pilgermair, war. Der Urgroßvater Karl Hofer ehelichte in Preßburg Karoline Jurenak, geb. 1804. Mit Adam Jurenak, geb. 1777, verehelicht mit Ludmilla Rupp aus Nagy-Körös und Andreas Jurenak, geb. 1730, evangelisch aus der Wiedertäuferiedlung Sobotische und Wilh. Siebentraidt, geb. 1742 in Sobotischt ist die Ahnentafel soweit als verfolgbare umschrieben. Sie zeigt im Deutschen Grenzraum die bürgerlichen Handwerke der Tuchmacherei, Bandmacherei, das Schneider-, Schuhmacher-, Bürstenbinder-, Zimmermanns- und Drechslerhandwerk, wie das Bäckergerwerbe, in Hände deutscher Familien, die mit einer Ausnahme bis nach 1850 Frauen mit deutschen Familiennamen zur Ehe nahmen. So auch von weiterher aus Nagy-Körös und aus Sobotischt. Die Familie Jurenak lebt heute noch mit Mitgliedern des Kaufmannstandes und der Rechtsberufe in Preßburg. Ein kinderreicher Tiroler Stamm, die Hoferfamilie, eint sich mit Kroaten, die sei's schon in Pest, sei's in Waitzen oder Preßburg der Gesellschaftskultur der Zeit entsprechend nicht etwa magyarisirt sondern eingedeutscht wurden.

Mit dem Mutterstamm wächst den Kindern Wolfgang und Gertrud Haberlandt eine im niederösterreichischen Weinland weitum verschwägerte Sippe zu, deren Mitglieder hauptsächlich Weinbauer, die ihre Söhne zu Lehrern ausbilden ließen, Wirte und Kaufleute waren. Die Jell unterhielten einen Leinenhandel in Wolkersdorf. Die niederösterreichischen Wäsche- und Trachtenstoffe wurden vielfach auf den Nordstraßen von Mähren her eingehandelt und es wirft die Familiengeschichte auch auf diesen Zug des Kulturlebens in Niederösterreich solchermassen ein gewisses Licht.

## Internationales Volkstanztreffen Wien 1934.

Vom 9.—13. Juni fand in Wien das vom Konzertunternehmer Rosner veranstaltete Volkstanztreffen statt. An drei Nachmittagen, 11, 12, u. 13. tanzten die vorhandenen Gruppen in Weigl's Dreherpark vor der internationalen Jury und vor einem Zuschauerkreis, der hauptsächlich aus volkskundlich oder tänzerisch interessierten Menschen bestand. Oesterreich war verhältnismäßig schwach vertreten durch eine Ausseer-Gruppe (sehr gut), Knittelfeld (recht gut), zwei burgenländische Gruppen (schwach) und eine salzburgische Schuhplattiergruppe aus Wien (außer Wettbewerb). Wie man sieht, hätte Oesterreich noch ganz andere Dinge vorführen können: etwa eine originale Innviertler Landlerzeche, oder den Schwertanz der Dürrnberger Knappen, oder den Hüttenberger Reifanz, oder echte Salzburger Tresterer usw. — Holland, Schweden und Dänemark zeigten eine oft verblüffende Aehnlichkeit mit den mittel- und norddeutschen Tanzformen; so erweist sich der holländische „Hoakschebargerdans“ ebenso wie der dänische „Naar Fatter gaar til Marked“ als das wohlbekannte „Es geht nichts über die Gemütlichkeit“. — Ganz hervorragend waren die Bulgaren (mit Dudelsackmusik), Rumänen (zwei Geigen, Laute, Pansflöte)

und Goralen aus Polen. Am nobelsten vertreten war von allen Nationen Ungarn, das mit fünf prächtigen Gruppen anrückte, die sowohl in Tracht, wie auch in den gebotenen Tänzen ausgezeichnet waren; von den Männertänzen erwies sich der „Besentanz“ der Kun-Szentmikloser Bauern als eine Art von Wischtanz-Solo, während der „Stocktanz“ der Schweinehirten von Koppany-Szantod erstaunliche Aehnlichkeit mit dem oben beschriebenen „Spanltanz“ (oben 1934, 11) zeigt — was eigentlich erklärlich ist, denn er war auch bei den Siebenbürger Sachsen üblich, u. zw. als eine Art Kulttanz bei Taufen und Hochzeiten.

K. M. Klier.

## Literatur der Volkskunde.

**Dr. E. Kriechbaum:** Das Bauernhaus in Oberösterreich. (Forschungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde, 29. Bd., Heft 3.) Stuttgart, J. Engelhorn, 1933. 91 Seiten, 20 Textabbildungen, XVI Bildtafeln.

Eine sauber gearbeitete Uebersicht über die Haustypen in den unterschiedlichen Landschaften Oberösterreichs. Sie erfaßt das Haus als organisches Gebilde, auf das vielerlei Faktoren der Wirtschaft, des Lebensraumes, der Landschaft Einfluß nehmen, betont diese physischen Umstände gegenüber der Volksüberlieferung in der siedlungsgeschichtlich zu erfassenden Kulturwerdung aber wohl allzusehr. Immerhin werden konstruktive Typen zur Grundlage der Betrachtung gemacht. Kriechbaum geht von der Beschreibung des Vierkants als der Ob.-Oest. Hausform aus und schließt die Dreiseithöfe an. Hier freilich beginnen schon die Probleme, die die Arbeit nicht löst, vor allem die Einordnung des alpin-bayrischen Wohnbaus mit Pfettendach in den Hofbau nach fränkisch-mitteldeutscher Art, der — auch im Vierkanter — den Formen des nördlichen Ob.-Oest. näher steht. Die Dreiseithöfe der reihigen Waldhufendörfer im nördlichen Mühlviertel glaubt Kriechbaum als sekundär dem Dorfstil angepaßt hervorheben zu sollen. Wer demgegenüber Katasterpläne aus Dorf und Einzelhofgebieten vergleicht, wird gewahr, daß im locker besiedelten Mühlviertel im wesentlichen alte Haken- und Dreiseithöfe wie etwa im südlichen Burgenland zur selben Zeit vorliegen, die durch Zu- und Nebenbauten sekundär zu der ungeordneten Formgebung gelangt sind, die ihren dörflichen Genossen schon seit alters nicht zugeschrieben werden kann. Bauen nach fränkisch-mitteldeutscher Art bedeutet dem Hausforscher nichts anders als die Befolgung des Grundsatzes des Bauens in planmäßig angelegten Dörfern mit ebensolchen Hofstellen, wobei die Abfolge Wohnbau—Stall—Stadel bei der Umbauung eine weitgehend(!) regelmäßige ist. Wenn der Verfasser den Anteil der Neuzeit daran „Frankung“ nennen will, steht dem nichts im Wege. Jedenfalls streben die Höfe der Endform des Vierkants — wie typisch auch anderwärts — in örtlicher Entwicklung zu. Nach Legdach und Grundriß unterscheidet Kriechbaum ferner zwischen Salzburger Einhaus und Innerösterreichischen Haufenhof. Tatsächlich begründen unterschiedliche Haustypen, namentlich im Wohnbau diese beiden Hauslandschaften, aber auch im „Einbaugebiet“ führt Kriechbaum das reichliche

Haufenhofbildungen an, so daß die Benennung nicht durchaus das Richtige trifft. Wertvoll ist die Feststellung eines dem Salzburgischen verwandten Hofwesens im westlichen Salzkammergut. Die Durchkreuzung unterschiedlicher Dachgerüstformen würde für die Auflösung dieser Typenkonglomerate sehr aufschlußreich sein, das Problem kommt in der Arbeit aber nur andeutungsweise und — in allgemeiner Erläuterung — im zweiten Teil zum Wort. Man findet hier angeschlossen an die kulturgeographisch beschreibende Arbeit des ersten eine zusammenfassende Ueberschau über die Verarbeitung der Baustoffe, kennzeichnende Type des Dachgerüstes im allgemeinen, über die landesüblichen Feuerungsanlagen sowie Anpassung des Bauwesens an die Landwirtschaft, Dorf und Stadt, schließlich zivilisatorische Triebkräfte. Aus persönlicher Erfahrung weiß der Verfasser auch Volksbrauch und Volkskunst im und am Bauernhaus trefflich zu kennzeichnen.

A. Haberlandt.

Männertänze aus der deutschen Volksüberlieferung. Herausgegeben von **Karl M. Klier**, für Klavier zweihändig mit ausführlicher Tanzbeschreibung. Verlag Friedrich Hofmeister, Leipzig 1934.

Die straffere Zusammenfassung der männlichen Jugend in Jugendverbänden und Arbeitsdienst hat auch die Ausgestaltung der Freizeit verlangt. Neben der Pflege des Geistes und des Körpers wurde auch das Volkstum nicht vergessen. Während aber z. B. Bauernspiele in leicht zugänglichen Sammlungen vorliegen, waren Volkstänze für Männer, in verschiedenen Veröffentlichungen zerstreut, nur den Fachleuten bekannt. Herausgeber und Verlag ist es zu danken, daß 12 dieser Tänze zusammengestellt und der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurden. Schwerttanz und Reittanz gehören für hohe Feste, Wischtanz, Einschnitt u. a. dienen der geselligen Unterhaltung. Stanitzeltanz und Thomerltanz werden auch mit Mädchen getanzt — in dieser Form konnte ich sie im Burgenlande aufzeichnen. Diese Zusammenstellung von 12 Tänzen hat freilich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. So ist der Schuhplattler, der in den westlichen Alpenländern wohl bei keiner Unterhaltung fehlt, nicht aufgenommen. Seine Ausführung ist aber nicht Jedes Sache, so daß dieser Mangel in einem Heft, das über alle Grenzen für das ganze deutsche Gebiet bestimmt ist, entschuldigt werden kann. Die Weisen sind, um allen Anforderungen gerecht zu werden, im Satz für Klavier wiedergegeben, obwohl gerade dieses Instrument das wenigst volkstümlichste ist. Geschickte Musikanten aber werden danach die Tänze leicht auch auf anderen Instrumenten zu begleiten wissen.

H o r a k.

Kinderspiele aus Niederösterreich. Herausgegeben von **Sophie Albrecht** und **Karl Paganini**. Wien, Eichendorff-Haus, 1934. Preis S 1.—.

Seit Jahr und Tag durchwandert K. Paganini Niederösterreich und das Burgenland, um in unmittelbarem Verkehr mit der einheimischen Kinderwelt ihre Spiele und Spruchpoesie aufzuzeichnen und hat auf diese Weise bereits eine Sammlung von mehreren 1000 Aufzeichnungen zustande gebracht, welche die Grundlage einer größeren, auf vergleichender Betrachtung aufge-

bauten wissenschaftlichen Arbeit bilden sollen. Das vorliegende Heft enthält eine hübsche Auswahl, ergänzt durch Fragebogenmaterial des n.-ö. Landesschulrates. Jeder Spielbeschreibung folgt ein kleiner historischer Rückblick mit Literaturnachweisen. Es ist zu wünschen, daß dieser mit Fleiß und Genauigkeit durchgeführten Quellenarbeit bald ergänzende Sammlungen aus anderen Gegenden folgen.

Dr. A. Perkmann.

**Dr. H. Wopfner:** Entstehung und Wesen des tirolischen Volkstums. Bäuerliche Siedlung und Wirtschaft. (Aus: Tirol, Land, Natur, Volk und Geschichte. Herausgegeben vom Hauptauschuß des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins), München, F. Bruckmann A.-G. o. J. 162 Seiten, 76 Abbildungen auf 22 Tafeln.

Man wird selten die lebendige Volkskunde eines Landes durch geschichtliche Forschung so vertieft sehen, wie H. Wopfner sie seit mehr als einem Jahrzehnt seinem Land Tirol zuwendet. Seine ebenso gediegenen wie vielseitigen Studien über die Siedlungsgeschichte seit den frühesten Tagen, über Hausbau und zumal auch über das Arbeitsleben dieses in hartem Lebenskampf gläubig höheren Mächten verbundenen Volkes haben hiermit ein übersichtlich gerundetes Werk zur Reife gebracht, das für die Erfassung des Tiroler Volkstums in Vergangenheit und Gegenwart grundlegend bleiben wird. Es beginnt mit einem knappen Abriß des völkischen „Stammbaums“ und der Rassengrundlagen des Volkes, wobei die im einzelnen beachtlichen Siedlungstatsachen der rassischen Erscheinung der Gaue mit kritischem Bedacht an die Seite gestellt werden. Die geistige Eigenart erfaßt eine Betrachtung der Gemeinschaftsbindungen an Familie, Sippe, Umwelt in den unterschiedlichen Lebenskreisen bis zum politisch wie volkhafte entwickelten Selbstgefühl des Tirolers. Ein weiterer Abschnitt geht auf das bäuerlich-mitteralterliche Walten religiösen Fühlens im Leben des Tirolers ein und schildert die eindrucksame Verbundenheit weltlicher Feier mit Kirche und Glauben. Religiöse Kultstätten und Denkmäler werden in kulturgeschichtlicher Vertiefung betrachtet, nicht minder das wirtschaftliche Treiben, Handel und Verkehr in Zubeße zur bäuerlichen Wirtschaftsführung von alters her. Die wertvollen Berichte J. v. Rohrsers „Über die Tiroler“ v. J. 1796 stehen hiebei an erster Stelle. Volksbräuche, Volkskunst, Volkstracht sind etwas knapper abgehandelt. Die vollen Einsatz lebendiger Anschauung in der Forschungsarbeit bekunden die Abschnitte über Volksnahrung und Wirtschaft, Volksarbeit, Siedlungs- und Hauswesen. Hauskundlich unterscheidet Wopfner erstlich die Oberinntaler Seitenflurhäuser mit Durchfahrt zum rücklings angebauten Tennstadel entsprechend Hunzikers „rätoromanischem“ Haus, die uns „rhätisierte“ deutsche Paarhöfe in dörflicher Enge vorzustellen scheinen; in der Hausdurchfahrt liegt eine auffällige Parallelentwicklung zu den Haudörflerhäusern der Zipser Sprachinsel vor. Einfache, von W. als Grundform angesprochene Seitenflurhäuser im Verband von urständigeren Paarhöfen in den Ötztaler Alpen, könnten auf alte — ostgermanische? — Laubenhäuser zurückweisen. Die Flurküchenhäuser treten, wie W. ausführt, bei Einheits- und getrennten Bauten im Bereich einer schwäbischen Zusiedlung auf (Lechtal). Übereinstimmung herrscht in der Hausforschung über die oberdeutsch-bayrische

Herkunft des Mittertennbaus im mittleren Inntal als ältestem Einheitsbau, mit dem auch das Salzburg-Tirolerhaus zusammengeht, jedoch, wie Ref. bemerken möchte, unter Erhaltung älterer Raumgliederung im Wohnteil (Salzburger Rauchhäuser) und mehrererlei Ergänzung durch Zubauten. Auch die Bauten des Wiptals gehören in diesen Kreis. Sehr beachtlich ist, daß um Bruneck inselartig Steildachformen auftauchen und daß im Landbereich des Klosters Innichen wieder der — alpbairische? — Einheitsbau vor den sonst in Südtirol verbreiteten Paarhöfen zur Geltung gelangt; Osttirol weist Zusammenbauungen von Wohn- und Wirtschaftsteil mit einem „Hof“ genannten Flur auf, eine Entsprechung zu osteuropäischen Altformen. In der Siedlungsbetrachtung sei auf die aufschlußreiche Kennzeichnung der Urgemeinde als Talschaft oder Gau im Umfang der späteren Gerichtsbezirke hingewiesen, was die alte deutsche Besiedlung als ebenso urwüchsig und in der Landnahme folgerichtig kennzeichnet, wie sie bei Nordgermanen oder Südslawen im frühen Mittelalter in Erscheinung trat.

A. Haberlandt.

**H. Winz:** Beiträge zur Kulturgeographie des Oberinntals. (Berliner Geographische Arbeiten, Heft 2), Stuttgart, J. Engelhorn, 1933. 117 Seiten mit 14 Kartenbeilagen.

Von Bau und Bild der Landschaft ausgehend gibt die Arbeit eine Zusammenfassung von Erkenntnissen aus den Bodenfunden, der Namenforschung und Siedlungsgeschichte, um den Siedlungsbestand zu erläutern. Gegenüber dem Problem älterer und jüngerer rhätischer Namen zerflattert die Darstellung einigermaßen. Dafür ergibt geschichtliche Betrachtung und Erforschung der Flurgestaltung eine wertvolle kulturgeographische Gliederung, sofern etwa die mehr quadratischen rhätischen Wiesfluren mit Feldern in Gemengelage von den gleichmäßig ausgeteilten deutschen Gewannfluren mit Mehrfelderwirtschaft unterscheidbar sind, Einzelhöfe als Einöden oder Ausbauförmern, Weiler als Ausbauförmern wie als ursprüngliche Kleinsiedlung auch in ihrer Fluranlage genetisch und nicht formal umschrieben werden. Auch der Aus- und Umgestaltung von Schwaighöfen wendet Verfasser den gleichen Bedacht zu. Auf dem in rhätischer Zeit dünner besiedelten Unterland stellt sich mit fortschrittlichem Ausbau des Siedlungsgeländes durch Bodenverbesserung aller Art, Auenrodung, Wildbachverbauung, Besiedlung von Muren, Schwemmkegeln, auch Waldgebieten die deutsche Landnahme und Einsiedlung ausgiebiger dar als im Oberland, wo die rhätische Bevölkerung in den geschlossenen Orten eine geringere Durchdringung erfuhr. Den Siedlungsformen werden auch die Hausformen zugeordnet, wobei den engen Dörfern im Rhätischen auch die Sonderform des Durchfahrtshauses („Seitenflurhaus“) entspricht. Der nicht allzugroße Umfang des Gebietes ermöglicht für die wirtschaftlichen Fragen, Anbau- und Siedlungsbewegung, Ausbildung der Gemeinde- und Gau-Grenzen und Rückgang der Siedlungshöhe die Anführung aller einzelnen Tatsachen, die für die verallgemeinernde Induktion ins Gewicht fallen, so daß die Schrift in dieser Hinsicht auch vorbildlich wirken sollte. Die geistige Haltung der Oberinntaler wird klug mit ein paar umfassenden Gesichtspunkten umrissen.

A. Haberlandt.

**Dr. Horst Becker:** Was will Volkskunde? Stuttgart, Franckhsche Buchhandlung, 1934. 62 Seiten.

Ueber Gliederung und Schichtung des Volkskörpers nach seinen natürlichen Gemeinschaften, landschaftlichem, ständischem und stammhaftem Wesen gibt die Schrift verständlichen Aufschluß. Ländliches Wesen und sprachlich-seelisches Leben sind mit knappen Strichen sicher umschrieben. Den bislang unbeflissenen Laien wird der gehaltvolle Stil des Schriftchens dem Ideenbereich und der Zielsetzung der Volksforschung sicherlich näher bringen.

A. H a b e r l a n d t.

**G. Neckel:** Germanen und Kelten. Historisch — Linguistisch — Rassenkundliche Forschungen und Gedanken zur Geisteskrise. (Kultur und Sprache, 6. Band), 142 S. Heidelberg, C. Winter, 1929.

Man wird den Wert dieser lebendig geschriebenen Auseinandersetzung mit der landläufigen Wertung von Kelten und Germanen vor allem darin sehen, daß sie in kritischer Selbstbeschränkung scharf das herausarbeitet, was die reine Sprachenkunde für die Kulturgestaltung hier und dort an sachlichen Beweismitteln beibringt. Dem Grundgedanken einer Ueberschätzung des Keltentums wird man von der vergleichenden Volkskunde Alteuropas her voll zustimmen. Was wäre da nicht noch alles an barbarischen Sitten im Bereich der Ueberschichtung vorindogermanischer Bevölkerungen in Westeuropa und zumal auch in Irland zu sagen! Verfasser schneidet diese Probleme im Abschnitt *Urheimat und Rasse* an (Seite 41). Die Sprachkunde hat jedenfalls ein gutes Recht zu kritischer Deutung der ältesten Ausdrücke Cretani Germani in Andalusien und der Gäesaten bei Clastidium (222 v. Chr.) auf indogermanische Gruppen der späteren germanischen Familie, ebenso wie die Ausdehnung der Germanen nach Westen ganz auf der Linie späterer geschichtlicher Ereignisse liegt; es gibt darüber der Abschnitt über den Namen der Germanen sachlich begründeten Aufschluß. Umgrenzung einer rein irischo-germanischen Urheimat und das Problem artfremden Völkersubstrates zur Begründung des Lautwandels wird ebenso umfassend wie scharfsinnig unter Hinweis auf die sich ergebenden sprachwissenschaftlichen Unstimmigkeiten widerlegt. Doch wird man die Auseinandersetzung über seelische Artung und ethisches Wesen nicht so leichthin Zug um Zug auf einen Nenner bringen können wie dies von Neckel — zugegeben unter Heranziehung einwandfreier Quellen — unternommen wird. Ist ein Sichausleben in kriegerischer Tapferkeit sicher urwüchsiges Volksgut der Germanen, so ist demgegenüber soldatische Tugend als Qualität etwas Anerzogenes und örtlich wie zeitlich demgemäß gesondert zu umschreiben. Auch sonst wird man *Schulung und Kulturentwicklung* im Leben der Völker vordem wie heute nicht verwerfen können. Einem kritischen Gesamturteil über Volksartung wird eine schwungvolle Uebersicht mit ethischer Wertung auch von „germanischem oder ungermanischem“ Schrifttum aller Zeiten unterlegt. Am fruchtbarsten erscheinen dabei tiefe schürfende Auseinandersetzungen zum Begriff der Ehre, des heldischen Verhaltens, zur Gestaltung der Heldensage. Zustimmung wird auch die Abwägung der Rasse in ihrer Dynamik gegenüber der Sprache als see-

lischem Urgut und geliehenem Kleid finden. Eine Gegenüberstellung zweier Forscherpersönlichkeiten, der Führergestalt Fichtes und des repräsentativen Auftretens des Sprachforschers A. Meillet in Frankreich während des Weltkrieges macht den Abschluß. Uns scheint, daß der Gelehrte in solchem Fall wie der Seher seinem Volke künden und vorausschreiten, nicht aber mit geistigen Waffen wider ein anderes lärmern soll. A. Haberlandt.

**Herman Wirth:** Die Ura-Linda-Chronik. Uebersetzt und mit einer einführenden geschichtlichen Untersuchung herausgegeben. Leipzig, Koehler und Amelang, 1933. 321 Seiten mit 269 Bildern auf Tafeln.

Die zuständige Germanistik hat die Unhaltbarkeit von H. Wirths Annahme urständiger Echtheit der seit Jahrzehnten von den Wissenschaften abgelehnten sogenannten Ura-Linde-Chronik ausreichend dargetan. Eine Zeitschrift, der seinerzeit R. v. Kralik einen ebenso inhaltschweren wie richtungsweisenden Aufsatz zur Sagenklitterung des Mittelalters und der frühen Neuzeit auf den Weg gab, kann nur einen wissenschaftlichen Klärungsvorgang in der Richtung kritisch fordern, daß man nicht nur nach der Fabrikfrage, die das Maschinpapier lieferte, sondern nach den Quellen, die der Aus- oder Abschreiber benützte. Um diese in das Schrifttum — das Vorbild von „Les ruines“ von Volney muß auch Wirth gelten lassen — und in die Volksüberlieferung einzuordnen, scheint Wirths selbstsichere „Einführung“ mit ihrem Bilderdeutungsmythos freilich ganz abwegig und es steht trotz mancher für die schönen Bildbeigaben beachtlicher Gedankengänge im Interesse des Ansehens der deutschen Altertums-Wissenschaft zu wünschen, daß ihr ein weiterer Streit um die Stichhaltigkeit der Wirth'schen Ideologien als „Echtheitsbeweis“ erspart bleibe. A. Haberlandt.

**Schloß Hallwyl:** I. Die Wiederherstellung, II. Die Ausgrabungen, III/1, 2, Die Fundgegenstände, IV. Die Baugeschichte, V. Der Baubestand im Bilde von Nils Lithberg. A.—B. Gunnar Tisells Tekniska Vörlag, Stockholm 1925—1932.

Unterstützt von seltener Gönnerbereitschaft der Gräfin Hallwyl hat der viel zu früh der Kulturforschung entrissene Stockholmer Professor Nils Lithberg in Zusammenarbeit mit dem gleichfalls jung schon aus dem Leben geschiedenen Architekten A. Roland den alten Bestand von Schloß Hallwyl wissenschaftlich und baulich in einer Art wiederherstellt, wie dies einer mittelalterlichen Burg kaum noch widerfahren ist. Eine genau topographische Uebersicht, die auch für die Siedlungsgeschichte des Kantons Aargau wertvolle Aufschlüsse bietet, ordnet den Besitz in den Bestand der frühmittelalterlichen Burgen in diesem Bereich ein. L. setzt sich dann mit den frühesten Kleinfunden gelbbrauner und schwarzer Tonware in ihrer zeitlichen und kultur-geographischen Stellung auseinander, ebenso mit einem Kettenfund, der technisch — die Oesenglieder sind mit den Drahtenden spiralgig umwickelt — Entsprechungen an Ketten im finnisch-ugrischen Bereich von 700 bis etwa 1000 nach Chr. hat. Von F. Lindenschmit: Altertümer unserer heidnischen Vorzeit abgebildete „fränkische“ Ketten dieser Art seien als positiver Beleg

zur Meinung des Verfassers, daß diese Ketten einem westeuropäischen Kulturkreis zugehören (vergl. I, 25 f.) beigebracht. Sehr wichtig ist der Nachweis der weitgehenden baulichen Zusammenhänge des Burgenbaus (Dachstuhl mit Hochstud usw. im Stallgebäude) mit dem Aargauer Holzbaustil im allgemeinen — das ist aufgestiegenes Volksgut; nicht viel anders ordnet sich ja auch die Inneneinrichtung alter Burgen diesem ein. Wie alle Bände geradezu verschwenderisch reich mit Abbildungen, Schnitten und Rissen ausgestattet gibt II über die Funde nach ihrer Lagerung Aufschluß, III bietet ihre gewissenhafte Einzelbeschreibung. Abgehandelt sind Trachtenanteile mit sehr bemerkenswertem Gürtelzierat (Radscheiben Taf. 21 B, C, Rosetten usw.), Gestelle und Ketten aus Drahtgliedern (Taf. 26 ff): Kinderspielzeug (Maultrommeln mit alten Fabrikmarken!), Waffen. Es folgen landwirtschaftliche Fischerei- und Hausgeräte, Beleuchtungsgerät, Schlösser, Beschläge usw., endlich in sorgfältiger Typologie Kacheln und Keramik, die einen Querschnitt durch die heimische und landläufige Erzeugung vom Mittelalter bis zur Neuzeit in oft sehr formschönen, reichlichen Proben von der Kunsttöpferei und Fayenceerzeugung bis herunter zur gewöhnlichen Gebrauchsware ergeben. Bemerkenswert vielseitig ist die Typologie der älteren Kacheln wie auch der einfachen Schüsseln, Töpfe und Näpfe der Frühzeit (15. — 17. Jahrh.). Der Text nimmt auch auf die Hausrechnungen des Schloßarchivs von 1398—1561 Bezug, soweit sie das Bild der Wirtschaft — Jagd, Fischerei und des Handwerks — einschließlich der Naturalleistungen der Herrschaft an Kleidern an das Gesinde damaliger Zeiten erhellen, wobei auch die einzelnen Kleidungsstücke besprochen werden. Unter „Kloben“ eines Jägers II/I Seite 16 ist ein Fanggerät zu verstehen, „harwertuch“ (1505 erwähnt) ist Leinwand von feinem Haar (Flachs) (Seite 15). Hölzerne Aufbewahrungs- und Küchengefäße sind mit dem gleichen kulturwissenschaftlichen Bedacht vermerkt, wie all die anderen Sachgüter. Schmerzlichst berührt es den Referenten, daß es nur Worte pietätvollen Gedenkens sein können, die die Lebensarbeit des schwedischen Fachkollegen ehren.

A. H a b e r l a n d t.

**Max Lohss: Vom Bauernhaus in Württemberg und angrenzenden Gebieten.** 200 Seiten mit 105 Abbildungen, 4 Tafeln mit Plänen und 1 Uebersichtskarte. Heidelberg, Carl Winter, 1932.

Die behagliche und ansprechende Abschilderung des Bauernhauses und seiner Teile erfolgt in einer topographischen und mundartgeographischen Uebersicht, die als Vorbild für die Anlage solcher Untersuchungen Beachtung heischt. Sie erkennt bestimmte Grundformen des Bauens als gegeben an und gliedert sie im Schwäbischen Wald, dem Hauptgebiet, in Hofbauten mit getrennter Scheuer übereck oder in Paarhöfstellung und in aufgestockte bzw. gestelzte Einheitsbauten. Hievon werden namentlich aus den Weinorten Beutelsbach und Strümpfelbach ganz alte Beispiele aus dem 16. Jahrhundert vorgeführt. Die Hauseinrichtung ist bis in jede Einzelheit beschrieben, was die Darstellung etwas unübersichtlich aber für die Erfassung des Bestandes ertragreich macht. Desgleichen geht der Verfasser für die Schwäbische Alb und den bayrischen Ries, den Allgäu, sowie die übrigen Gebiete vor; im Schwarzwald werden Kleinbauernhäuser nach mitteldeutscher Art und das Wälderhaus

unterschieden. Ausführlich behandelt ist zwischendurch das Dachdecken mit Stroh, Wirtschaftsgerät, so auch die Obstquetschen mit Kollergang, weiters alles beachtliche im Arbeitsbrauch und der Festsitte, schließlich gibt die Arbeit auch Hinweis auf die Erhaltung der Tracht. Wir möchten allen deutschen Landschaften solche Durcharbeitung, die nur der Einzelne mit sachgemäßer Vorbildung erwandern kann, wünschen. A. Haberlandt.

**Rudolf Kapp.** Heilige und Heiligenlegenden in England. Studien zum 16. und 17. Jahrhundert. I. Bd. Halle, Niemeyer, 1934, RM. 14—.

Es scheint, daß im Zusammenhang mit dem Aufblühen der religiösen Volkskunde auch die Legende in ein neues Stadium ihrer Erforschung tritt; eine größere Zahl von wertvollen Arbeiten, so die Neuausgabe des Caesarius von Heisterbach durch A. Hilka wie andererseits die beispielgebenden Untersuchungen von Gerhard Eis (Prager Deutsche Studien Bd. 46; Germanische Studien, Bd. 140) scheint dies anzukündigen. Kapps Arbeit über ein etwas entlegenes Spezialgebiet, nämlich das Fortleben der Heiligenverehrung in England der Reformation fügt sich in diese Entwicklung gut ein, indem sie vor allem durch umfassende Literatureinsicht ein neues Gebiet erschließt, dann aber besonders dadurch, daß hier nicht Untersuchungen über Legenden und ihre Motive etwa vorliegen, sondern sozusagen die sachlichen Grundlagen einer derartigen Forschung erst gegeben werden. Die Verbreitung der Ausgaben und Drucke, die Anteilnahme des Publikums, der Kirche, des Staates, der Dichter und Schriftsteller an der Welt der Legende wird dargelegt. Neben den Ergebnissen dieser Abschnitte werden den Volksforscher wohl besonders die Kapitel 10 „Legende und Volksglaube“ und 11 „Die Volksbücher“ interessieren.

Leopold Schmidt.

**Br. Schier:** Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, XXI. Bd. Reichenberg, Franz Kraus, 1932. 456 Seiten, 20 Bildtafeln, 8 Verbreitungskarten.

Die methodische Grundeinstellung dieser fruchtbaren und gediegenen Arbeit zur Kulturgeschichte des Deutschen Bauernhauses, die aus gedankenreichem Umbruch Rhammscher Gedankengänge erwachsen ist, bietet Seite 4: Um das Haus kulturmorphologisch richtig zu erfassen, müsse man in ihm nicht eine starre Einheit sondern einen Ueberlieferungskomplex sehen, der aus vielen Einzelteilen verschiedenster Herkunft und verschiedensten Alters zusammengesetzt ist. Eine Reihe von Kulturmerkmalen, die sich gehäuft in einem Verbreitungsgebiet findet, ordnet Schier dann einem nord- und osteuropäischen Kulturkreis zu, in den er auch die Alpen etwa bis zur Urschweiz einbezieht. Hierher gehören nach Schier Pfettendach, Wirstrohdeckung und ihre Weiterbildung, Blockwerkbau, Wölbdecke, Laubenhäuser und Paarhöfe („Zwiebauten“), Koch- und Rauchofen, Badestube, hohe Schlafbühne, Dörrhaus und Rauchboden, Gadenwesen und Wirtschaftliches, darunter das Hartbrot. Karten

der West- und Ostausbreitung von Merkmalen lassen die „Ergebnisse“ übersichtlicher hervortreten; die eigene fleißige Forschung Schier's im Sudetenraum kommt ob der umfänglichen Vergleichung eher zu kurz. Schier bespricht eingehend und mit sachkundigem Verständnis die Formelemente des Hauses, Dachgerüst, Dachform und Dachdecke, wobei das westgermanische Sparrendach in seiner Ausbreitung kulturgeschichtlich recht klar eingeordnet wird, — den Block- und Fachwerkbau der Wände, Tür, Schwelle und Decke, das Wohnspeicherhaus als kennzeichnende Form des Ostens ebenso wie den Zwiebau mit Feuer- und Futterhaus, Heizanlage und wesentliche Einrichtung der Stube und Rauchstube, das Speicherwesen und noch anderes mehr. Im Einzelnen abweichende Meinungen hat der Verfasser an anderm Ort zu begründen unternommen, so für die altbodenständig *circum* = alpine Heranbildung des Blockbaus, für die Ausbildung der Schlotküche wie des Speicherhauses im Zusammenhang mit „romanischem“ Burgenbauwesen, für den Zusammenhang der Heizkörperverbände auch bei Vorderladerheizung mit mittelländischer Bautechnik und würde sie auch etwa in der Zuordnung des Gehöftebaus der Normandie zum fränkischen Gehöft, statt zum „Zwiebau“, in der Verknüpfung deutsch-alpiner Bauformen mit alemannischen und bayerischen statt mit ostgermanischen und anderem anmerken können. Doch geht es hierbei gebührendermaßen mehr um förderliche Kritik für den Weiterbau. Dazu scheint zuvörderst geboten, die Erforschung ostgermanischer Kulturschübe nicht mit der gedanklichen Bindung an einen Kulturkreis zu umhegen, sondern was durchaus erfolgversprechend ist — diese Völkerschübe hauskundlich bis in die Lombardei, die Pyrenäen und Südfrankreich zu verfolgen. Gegenüber der etwas flächigen Zuordnung südgermanischer Kulturüberlieferung der Bayern und Alemannen unserer Alpen zum Ostkreis glaubt Referent mit guten Gründen eine Altschicht, die Nord und Süd der deutschen Hauslandschaft verbindet, hervorgehoben zu haben und betrachtet romanisch-deutsche Kultureinschmelzung im Bauwesen der Alpen als ebenso wesentlich wie die deutsch-slawische Verklammerung im Osten, wobei auf kulturgeschichtliche Erfassung mehr Gewicht zu legen ist als auf die durch Bewegungsrichtungen nur schwach determinierten kulturgeographischen Absteckungen, da die Lagerungsverhältnisse sich vielfach auf Völker- und Kulturschübe im Einzelnen beziehen, wie sie in den Alpenländern Gau um Gau unterschiedlich sich vollzogen haben. Referent zweifelt nicht, daß im Zivilisationsbereich Ostroms auch die Slawen schon stärkeres geschichtliches Leben der Technik in der Wanderzeit erfaßt hat. Es hängt mit der analytischen Methode zusammen, daß Schier außer dem Wohnspeicherhaus eigentlich keine typische Hausform herausarbeitet, wie sie in den „Hauslandschaften“ nun eben — nicht als Grundformen — aber doch als ziemlich gefestigte Typen vor uns stehen. Mag das auch den Beifall aller Kritiker finden, denen sythetische Begriffsfassungen nach Landschaft, Baukonstruktion und Volksstamm steter Schein des Anstoßes sind, so wird im Weiterschreiten der Forschung auch diese Erfassung nicht zu umgehen sein, wie denn auch die zivilisatorische Auswirkung festgeprägter Formen wie des fränkischen Hauses und Gehöftes im slawischen Osten auch bei Schier Beachtung bereits findet.

**Dr. W. Wünsch:** Die Geigentechnik der südslawischen Guslaren. Veröffentlichungen d. Musikwissenschaftlichen Institutes der Deutschen Universität in Prag. Bd. 5. Prag (R. Rohrer), 1934. 60 Seiten mit zahlreichen Notenbeispielen und 10 Abbildungen.

In sehr erwünschter Art gibt die Veröffentlichung Einblick in Besonderheiten der Guslarentechnik. Nach dem Bau der Guslen wird ein serbischer verfallender, ein schön geschnittener, klangvoller bosnischer und ein künstlerisch reicher dinarisch-montenegrinischer Typus unterschieden, wobei ein Eingehen auf die Sinnggebung der Auszier erwünscht gewesen wäre. Der Gesang wird mit verstellter „visionärer“ Stimme in dramatisch bewegter Haltung wiedergegeben; leidvoll dem Wesen des gedrückten „Rayas“ (christlichen Hörigen der Türkenzeit, entsprechend in Serbien, heroisch-stolz beim dinarischen „Junak“ (Helden). Wertvoll ist die Berichterstattung über Abwandlungen von Form und Inhalt der Gesänge nach Gau und Persönlichkeiten, die wirkungsvoll von den aufgezeichneten musikalischen Eingängen und Zwischenspielen unterstützt wird.

A. Haberlandt.

**Alfons Barb,** Klassische Hexenkunst aus der Verwesung antiker Religionen. Ein antikes Zaubergebet gegen die Migräne und sein Fortleben. „Jedermann-Hefte“ (Preis 60 g), 1933. Heft 3.

In schlichter, gemeinverständlicher Darstellung werden verschiedene Arten antiker Zaubertechnik (Fluchtafel, Zauberbuch, Amulett, Namen- und Alphabetmagie) besprochen; historisch tiefer schürfend ist der Abschnitt über das Gebet gegen Migräne. Leider fehlt der Arbeit ein für Verfasser und Leser (auch Laien!) gleich selbstverständlicher Stellennachweis.

Österreich zur Römerzeit, ebd., Heft 6.

Eine gute, einführende Arbeit. Sie ist in einen geographisch-ethnographischen, einen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Teil gegliedert, worin alles Wesentliche kurz zusammengefaßt erscheint. Ein Hinweis auf einschlägige Literatur wäre hier zumindest erwünscht.

Dr. A. Perkmann.